

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ignatz Heinr. von Wessenberg und seine Zeitgenossen, Lichtgestalten aus dem Katholizismus des 19. Jahrhunderts

Kühner, Karl

Heidelberg, 1897

Ignatz Heinrich von Wessenberg (1774-1860).

[urn:nbn:de:bsz:31-320841](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-320841)

den Freiherrn von Wessenberg. Hatte Dalberg vermöge seiner fürstlichen Stellung großen Einfluß auf dessen äußere Lebensgestaltung, so wirkte Michael Sailer als Lehrer und Freund mehr auf sein inneres Leben, seine ganze Herzens- und Geistesbildung ein.

Ignatz Heinrich von Wessenberg (1774—1860).

Jugendzeit und Bildungsgang.

Wessenberg war geboren am 4. November 1774 in Dresden, wo sein Vater, Philipp Karl von Wessenberg, Konferenzminister war. Er wurde gemeinsam mit seinem älteren Bruder Philipp, der nachher als österreichischer Staatsmann sich einen Namen gemacht hat, auf dem Familiengut Feldkirch bei Freiburg i. B. erzogen. Hierhin hatte sich der Vater nach seinem Austritt aus dem sächsischen Staatsdienst zurückgezogen, um sich ganz der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Abgesehen von dem frühen Tod der Mutter, deren Wessenberg später in dankbarer Liebe öfter gedenkt, waren es die denkbar günstigsten Lebensbedingungen, unter welchen der wohlbegabte und lernbegierige Knabe aufwuchs. Fern von allem Adelsdünkel und aller Bigotterie, war das väterliche Haus ein wahrhaft vornehmes und wahrhaft frommes. Echte Religiosität neben feinem Takt und reicher Geistesbildung wurde hier gepflegt. Bildung und Frömmigkeit sollte sich nach des Vaters edler Auffassung ganz durchdringen und gegenseitig fördern. Die Frömmigkeit sollte eine selbständige und weitherzige werden. Beweis dafür ist: Der Knabe durfte sich selbst aus allerlei religiösen Schriften ein Gebetbuch zusammenschreiben nach Herzensneigung, und auf Reisen wurde ebenso der protestantische Prediger Lavater in Zürich, wie der berühmte katholische Fürst-Abt Gerbert in St. Blasien besucht. Es war eine glückliche, schöne, in vieler Hinsicht bildende Jugendzeit, die Heinrich mit seinem älteren Bruder Philipp und dem jüngeren Alois auf dem väterlichen Landgute verlebte. Seiner Jugendbildung mochte eines fehlen, was ein Hausunterricht wohl kaum erreichen kann, Gründlichkeit und Sicherheit der formalen Schulung.

Seine ersten wissenschaftlichen Studien machte der Jüngling im Jahre 1790 auf der von Jesuiten geleiteten Anstalt S. Salvator,

soham, als der jesuitische Einfluß hier zu stark wurde, auf der zum Bistum Augsburg gehörigen akademischen Anstalt in Dillingen. Die Dillinger Schule galt damals als Pflanzstätte freier wissenschaftlicher Forschung sowie der Tuldung und Humanität. Hier wurde Kantische Philosophie und tüchtige theologische Wissenschaft getrieben. Die Seele der Anstalt war Michael Sailer, mit welchem Wessenberg seitdem sein Leben lang in herzlicher Freundschaft und Gesinnungsgemeinschaft verbunden geblieben ist. Als durch jesuitische Wühlerei dieser edle Mann aus der Anstalt verdrängt wurde, war auch für den jungen Freund und Schüler des Bleibens nicht länger. Er setzte seine Studien in Würzburg fort. Als aber 1796 der Einfall der französischen Heere neue Hindernisse und Unterbrechungen brachte, siedelte er nach Wien über. Hier konnte er neben wissenschaftlicher Arbeit durch seinen Verkehr in den aristokratischen Kreisen der österreichischen Kaiserstadt seine weltmännische Bildung vollenden. Mehr Freude und inneren Gewinn gewährte ihm aber die persönliche Berührung mit hervorragenden Künstlern und Kunstfreunden, sowie auch der häufige Besuch vortrefflicher Theater. Hier mochten Gedanken über Kunst und die sittliche Bedeutung der Schaubühne in dem jungen Wessenberg erwachen, die nachher eine feinsinnige schriftstellerische Behandlung durch ihn gefunden haben. Hier in Wien trat er auch dem Schweizer Geschichtschreiber Johannes Müller näher, dem er sein Leben lang zugethan blieb. Nach dieser Studienzeit war den beiden Brüdern Heinrich und Philipp noch einmal ein kurzer Aufenthalt in Feldkirch, der Stätte ihrer fröhlichen Kindheit, vergönnt, und die größte Freude während desselben das Wiedersehen ihrer jüngeren Schwester Josefina, die seit ihrem fünften Lebensjahre einem Nonneninstitut in Nancy zur Erziehung übergeben war und für die Familie lange verloren schien.

Nach der Sitte adeliger Geschlechter jener Zeit wurde Heinrich von Wessenberg schon früh zum geistlichen Stande bestimmt. Im Besitz von Dompräbenden an den Hochstiften von Konstanz, Basel und Augsburg begab er sich im Jahr 1798 nach Konstanz und lebte hier zunächst einige Jahre als Domherr in aller Stille, vorzugsweise kirchen- und dogmengeschichtlichen, auch juristischen Studien sich widmend. Doch bald wurde er aus Studierstube und Bibliotheken weggeholt. Der seit 1800 zum Fürstbischof von Konstanz erwählte Freiherr von Dahlberg ernannte den 28 jährigen Wessenberg zu seinem Generalvikar. Damit beginnt für

Wessenberg unerwartet früh die öffentliche Wirksamkeit. Es folgt auf die Zeit emsigen Sammelns die Zeit treuen Ausgebens.

Kirchliche Reformthätigkeit Wessenberg's im Bistum Konstanz.

Konstanz mit seiner ehrwürdigen, reichen Vergangenheit war beim Amtsantritt Wessenberg's noch das größte Hochstift des heiligen römischen Reiches. Es dehnte sich aus vom mittleren Lauf des Neckars bis zum St. Gotthardt. Es umfaßte fast die ganze deutsche Schweiz und große Landesteile vom jetzigen Baden und Württemberg, ein wahres Gemengsel von weltlichen Gebieten, bis durch den Reichsdeputationshauptschluß (1803) und den Frieden von Presburg (1805) eine politische Vereinfachung erfolgte. Es war dreißig Meilen lang und zwanzig Meilen breit und zählte anderthalb Millionen Katholiken, darunter 6608 Geistliche und 2365 Weltgeistliche, über 2000 Mönche und nahezu 2000 Nonnen. In der Stadt Konstanz, sagt man, sei damals durchschnittlich jedes neunte Haus ein geistliches gewesen. Man sollte meinen, daß bei einer so reichen geistlichen Verjorgung das kirchliche und sittliche Leben hätte blühen müssen. Und doch fand Wessenberg bei seinem Eintritt in die Diözese grade das Gegentheil vor: sittliche und geistige Verwahrlosung, völlige Vernachlässigung der wahren Aufgaben der Kirche. So bekam der neue Generalvikar im Jahre 1802 ein reiches Feld der Reformthätigkeit, eine wahre Herkulesarbeit stand ihm bevor. Er fühlte sich aber seiner Aufgabe gewachsen; er sagte selbst beim Antritt seines Amtes: „Wahre Verbesserung der Kirche war die Idee, für welche ich mir Sinn und Kraft zutraute. Das Bild eines großen geistig-religiösen Berufs — dessen darf ich mich freudig rühmen — stand mir unaufhörlich vor der Seele, und mein fester Entschluß, ganz diesem Berufe zu leben, und ihm mit Beseitigung aller selbstlichen Rücksichten mein volles Kraftmaß zu widmen, brachte Klarheit, Heiterkeit und Zuversicht in mein Inneres, die mich mitten unter Kämpfen und Mühseligkeiten stets aufrecht erhielten und nie verzagen ließen . . . Ich setzte mein volles Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit und auf den guten Willen der vielen Einzelnen, die sich nur nach Ermütigung von der Oberbehörde sehnten, um ein echt christliches Leben in ihren Gemeinden zu wecken, und das Gestrüpp von Mißbräuchen und Unordnungen, das dem widerstrebt, allmählich auszurotten“.

Die kirchliche Reformthätigkeit, die er als Generalvikar und später als Bistumsverweser durchführte, bezog sich auf fünf Stücke:

1. Der Gottesdienst, wie er ihn vorfand, war ihm nicht praktisch, nicht würdig, nicht erhebend und verständig genug. Er wollte nicht ein prächtiges Schauspiel zum Reizen der Sinne, sondern Einfachheit, Verständlichkeit und Würde. Belebung der Andacht und Liebe zu Gott und den Menschen war ihm Zweck des kirchlichen Gottesdienstes; „Form ohne Geist ist dem Christentum ein Abscheu“, das ist sein Grundsatz in betreff des Kultus, ein Grundsatz, der in der That gewaltig abtritt von dem religiösen Materialismus, der heute noch oder besser gesagt wieder in der katholischen Kirche herrscht.

Sehen wir, was Wessenberg zur Verwirklichung dieses schönen Grundsatzes gethan hat. Im Jahre 1809 führte er eine neue Gottesdienstordnung in deutscher Sprache ein, ein Kirchenbuch für die Priester, durch welches der Sinn für echte Frömmigkeit in allen Volkskreisen geweckt werden sollte. Im Jahre 1812 erschien ein kurzes „Gesang- und Andachtsbuch“, ein kirchliches Handbuch für Kirche und Haus, in welchem Wessenberg „Altes und Neues“ aus der besten christlichen Litteratur mit mehreren von ihm selbst verfaßten geistlichen Liedern vereinte. Wie in unserm evangelischen Gesangbuch einige Lieder von katholischen Verfassern aufgenommen sind, so finden sich in dem christ-katholischen Gesang- und Andachtsbuch eine Anzahl evangelischer Lieder, so das Weihnachtslied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ (77)*) und das Neujahrslied: „Gott rief der Sonn“ (365), beide von Gellert, das Passionslied von Hermes: „Ach sieh ihn dulden, bluten“ (115), das Trinitatisfestlied von Clearius: „Gelobet sei der Herr mein Gott“ (157), das Begräbnislied von Rothe: „Wenn kleine Himmelserben in ihrer Unschuld sterben“ (413), das Bußlied von Dietrich: „Höchster Gott, denk ich an die Güte“ (229), auch das Gellert'sche Danklied: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“ (16). Wir haben hierin einen deutlichen Beweis für die Anerkennung gemeinsamer geistiger Besitztümer der evangelischen und katholischen Kirche. Wessenberg's Verdienst ist es, daß sie bis in die jüngste Zeit hinein gepflegt worden sind. Mit diesem, in mehreren Auflagen

*) Die beigelegten Nummern sind die in unserm badischen evangelischen Gesangbuche. Von dem Wessenberg'schen Gesangbuch lag mir die 4. Auflage vom Jahre 1825 vor mit dem Titel: „Christkatholisches Gesang- und Andachtsbuch zum Gebrauch bei der öffentlichen Gottesverehrung“.

erschienenen Buche hat er in der katholischen Kirche recht eigentlich den deutschen Kirchengesang eingeführt, welchen auch die stärkste ultramontane Gegenströmung hernach nicht zu beseitigen vermochte. Dieses deutsche Kirchengesangbuch ist bis in die jüngste Zeit beim katholischen Volke angesehen und beliebt geblieben, soll nun aber durch das mit lateinischen Liedern verfehene und mit lateinischem Namen bezeichnete „Magnificat“ verdrängt werden. Schließlich gab Weffenberg noch „Das neue Ritual“ heraus, ein liturgisches Handbuch für Seelsorger, ebenfalls in deutscher Sprache. Es enthält Gebete und Ansprachen zu den verschiedenen kirchlichen Handlungen, Taufe, Trauung, Beerdigung u. s. w., die voll echt christlicher Gedanken sind, und die auch jeder Protestant mit Gewinn für sein religiöses Leben hören und lesen kann.

Um den Mut, die zielbewußte Energie und das Verdienst Weffenberg's auf dem Gebiet der Gottesdienstreform recht zu würdigen, muß man sich den im Volk damals allgemein verbreiteten Aberglauben und die religiöse Beschaffenheit des bisher im Bistum gebrauchten Rituals vergegenwärtigen: Das seit 1781 gebrauchte und in lateinischer Sprache geschriebene Ritual enthielt z. B. eine ganze Theorie über Teufel- und Geisterbeschwörung, sowie eine Menge von Formeln zur Beschwörung der verschiedenartigsten Gegenstände, die vom Teufel besessen sein konnten, wie Menschen und Thiere, Bettstätten der Eheleute, Haus und Stall, Milch und Butter. Solche Teufelsaustreibungen, wie sie in diesem Kirchenbuche vorgelesen waren, verlangte der Aberglaube des Volkes. Das Gemeinsame in allen diesen Neuordnungen war die Einführung der Muttersprache in den Gottesdienst. Weffenberg führte den Aberglauben des Volkes, den Glauben insbesondere an die Zauberkräft des Priesters, im wesentlichen zurück auf die fremde, unverständliche Kirchensprache, da Unverständenes und Dunkles dem Ungebildeten immer am meisten imponiere und die beste Stütze für die unbeschränkte Priestermacht sei. Der ausschließliche Gebrauch einer fremden Sprache im Gottesdienst war für Weffenberg nicht bloß eine schwere Verirrung, sondern auch eine schwere Verjüngdung am heiligen Geist des Evangeliums.

Den hohen Wert der Muttersprache im Gottesdienst haben nach Weffenbergs Vorbild im Interesse nicht nur der Nationalität, sondern auch wahrhaftiger Religiosität in ihren Reformen die Altkatholiken richtig erkannt und energisch betont, während gegenwärtig gerade bei uns in Baden das erzbischöfliche Ordinariat Freiburg ihn verkennt und

mischachtet, wenn es bei den Hauptgottesdiensten und beim feierlichen Hochamt den Gesang in deutscher Sprache geradezu verbietet.

2. Doch der Gottesdienst und das kirchliche Leben bedurfte auch tüchtiger ausführender Organe. An Stelle des geistig und sittlich sehr heruntergekommenen Priesterstandes wollte Weissenberg eine durch wissenschaftliche Tüchtigkeit und durch sittliche Würde achtbare Geistlichkeit heranbilden, er wollte vor allem auch in den jungen Theologen eine würdige Auffassung ihres Standes und hingebende Berufstreue wecken. Er scheute keine Mühe, zu diesem Zweck die Priester-Seminarien zu pflegen und zu verbessern. Das Hauptseminar in Meersburg machte er zum Ausgangs- und Hauptstützpunkt seiner Neuschöpfungen. Hier verweilte er oft persönlich, ja einmal mehrere Wochen lang ununterbrochen, um den Unterricht zu leiten und einige Fächer selbst zu lehren; die in Meersburg mit den Seminaristen verlebten Tage, so arbeitsreich und anstrengend sie auch waren, zählte er „zu den schönsten Tagen in seinem ganzen Leben“. Ein Zögling des Seminars, der später Protestant und Professor in Heidelberg geworden ist, Reichlin von Meldegg, erzählt in seiner Selbstbiographie von einem unerwarteten Besuch Weissenbergs in der Anstalt; dieser erschien ihm als „eine liebenswürdige, hochgebildete, wahrhaft religiöse und zugleich poetische Natur“. Weissenberg setzte sich neben dem Vorstand nieder, prüfte die Zöglinge in der praktischen Theologie und begann seine Prüfung damit: „Man solle denken, er sei ein frommes, ehrliches, aber höchst abergläubisches, skrupelhaftes Weibchen, beichte nun und teile seine Sünden und Zweifel mit. Wir sollten ihn nun beruhigen und seine Rätsel lösen“. „Der Gedanke war originell“, fügt der Erzähler hinzu, „noch origineller die Bedenken und Zweifel, die er in der gewissenängstlichen Seele des Weibes aufsteigen ließ. Dies Frag- und Antwortspiel war ebenso unterhaltend als belehrend“. Viele der späteren katholischen Geistlichen in Baden und Württemberg, die sich mit Stolz zu Weissenbergs Anhängern und Schülern zählten — heute sind sie selten geworden — verdankten Weissenberg eine tüchtige wissenschaftliche Bildung und eine weitherzige, edle und wahrhaft fromme Auffassung ihres Amtes. Auf Weissenbergs Veranlassung hin mußten die jungen katholischen Theologen auf der Universität auch über Pädagogik und Unterrichtswesen Vorlesungen hören, um nachher im praktischen Amt das rechte Verständnis für die Volksbildung und die Schule zu haben.

3. Aber auch direkt machte sich Wessenberg um das Volksschulwesen verdient. Jüngere Geistliche, die besonderes Lehrgeschick zeigten, schickte er nach Burgdorf in die Schulen Pestalozzi's, des liebevollen protestantischen Pädagogen, der ihm persönlich befreundet war. Die bei Pestalozzi unterwiesenen Schulaufsäher nahmen nun zu Hause selbst wieder junge Leute, künftige Lehrer, in praktische und theoretische Unterweisung. So entstanden kleine Schulseminare, an welchen Männer wie Nabholz und Herrmannauz ihre erste Wirksamkeit entfalteten. Diese Veranstaltungen waren die Vorläufer der nachher von staatswegen eingerichteten Lehrerseminare in Meersburg und Ettlingen. Als Mitglied der ersten Kammer trat Wessenberg später auch für eine tüchtige Ausbildung und ökonomische Besserstellung der Volksschullehrer energisch ein.

4. Zur Fortbildung der bereits im Amte stehenden Geistlichen führte Wessenberg die damals fast überall beiseite gesetzten Pastorkonferenzen, die unsern evangelischen Pfarrsynoden und Pfarrkonferenzen entsprechen, wieder ein. Auch durch Lesevereine und Kapitalsbibliotheken, sowie durch Stellung von Preisaufgaben suchte er den wissenschaftlichen Sinn in seinem Klerus anzuregen und wach zu halten. Die besten für die Konferenzen gelieferten Arbeiten sowie die Resultate der wissenschaftlichen Besprechungen wurden gesammelt, systematisch geordnet und dann veröffentlicht unter dem Titel „Archiv für Pastorkonferenzen“ (1802—27). Es umfaßt sechs stattliche Bände; auch heute ist noch manches Gute, wissenschaftlich und praktisch Brauchbare daraus zu entnehmen. In unserm Schlußkapitel werden wir noch einmal darauf zurück kommen.

5. Das größte Verdienst aber in der Reform des kirchlichen Lebens, womit sich Wessenberg geradezu auf den Boden der Reformation stellte und am meisten vom bisherigen Brauch der römischen Kirche abwich, war die Verwertung und Verbreitung der heiligen Schrift. Er wollte nicht, daß die Bibel, „das Buch der befreiten Menschheit“, „andern verschlossen und verkümmert werde“. Wer es thut, den rechnet er zu den „blinden und heuchlerischen Verführern, die, wie der Herr sagt, den Leuten den Eintritt ins Reich Gottes verwehren, weil sie es selbst nicht kennen oder selbst nicht hinein wollen“. Den Einwurf der Gegner, daß das Volk für die Bibel nicht gebildet und reif genug sei, weist er zurück mit der Erklärung: dieser Einwurf selbst sei ein Spott auf die Wirksamkeit der Geistlichen und den Fortschritt der Volksschule. Auch weist er auf die Kirchenväter der alten christlichen Kirche hin, die selber auch von

den Nichtgeistlichen die Vertrautheit mit der Bibel verlangt haben. Das Bibellese sollte nicht bloß ein Hauptzweig des Studiums der Pfarrer, sondern auch Sache der Laien sein. Durch Bibelvereine wurden auf Wessenberg's Anregung hin die Bibeln entweder unentgeltlich oder um einen sehr geringen Preis verteilt, und bald war das Neue Testament, namentlich in der bekannten Uebersetzung des van Es, in allen katholischen Familien heimlich.

Wessenberg und sein Ideal einer deutschen Nationalkirche.

Während Wessenberg die innerkirchliche Reformarbeit größtenteils schon in der Zeit seines Generalvikariats vollzog, trat er als Politiker erst 1814 in den Vordergrund. Der Gedanke, für welchen er schrieb und sprach, für welchen seine Seele glühte, und der schließlich auch der Grund seines Sturzes geworden ist, war der Gedanke einer deutschen katholischen Nationalkirche. Eine Kirche, befreit von jesuitischen Einflüssen, befreit von der päpstlichen Allgewalt, geleitet von Organen im deutschen Vaterland und nationalen Interessen dienend, war sein Ideal, dem schon im 18. Jahrhundert die durch Nikolaus von Hontheim (1763) begonnene Bewegung und im Zusammenhang mit dem Josephinismus die Emser Punktation der vier deutschen Erzbischöfe (1786) vorgearbeitet hatten. Schon im Jahre 1811 nahmen Wessenberg und sein Fürstbischof Dalberg an dem von Napoleon einberufenen Nationalkonzil in Paris teil. Aber ihre Hoffnung, daselbst auch für eine deutsche Nationalkirche etwas zu erreichen, war vergebens; ja nicht einmal für Frankreich kam etwas Rechtes zu Stande.

Dalberg weihte nun Wessenberg immer tiefer in seine nationalkirchlichen Pläne ein. Mit dem Zusammentreten des Wiener Kongresses, welcher ja über „die Rekonstituierung Deutschlands in politischer und kirchlicher Hinsicht“ beraten sollte, schien ihre Verwirklichung nahe herbeigekommen.

Wessenberg nahm selbst in Dalbergs Auftrag daran teil mit der Vollmacht, „für die Herstellung einer zweckmäßigen Erstellung und nationalen Einrichtung der deutschen Kirche Mittel und Wege zu schaffen“. Er nahm für längere Zeit seinen Wohnsitz in der österreichischen Kaiserstadt, veröffentlichte zur Aufklärung am 27. November 1814 eine Denkschrift über die deutsche Kirchenreform und schrieb gleichzeitig, gleichsam als

Kommentar zu seinem „Promemoria“, die Schrift: „Die deutsche Kirche“ und bald darauf seine „Betrachtungen über die Verhältnisse der katholischen Kirche im Umfang des deutschen Bundes“. In jener Denkschrift richtete er an die deutschen Fürsten die begeisterte Erinnerung:

„Von den hohen verbündeten Mächten, welchen es mit dem Beistande Gottes so glücklich gelungen ist, Deutschland von der auswärtigen Unterdrückung zu befreien, darf Deutschland auch mit voller Zuversicht die väterliche wirksame Verwendung zur Herstellung zeitgemäßer kirchlicher Zustände erwarten. Diese Wohlthat wird dem im Vertrauen auf Gott unternommenen Werke erst die Krone aufsetzen, wenn die politische Verfassung Deutschlands nicht nur der bürgerlichen Freiheit, sondern auch der Freiheit des Gewissens durch eine zeitgemäße Verfassung, welche auf den ursprünglichen und unveräußerlichen Rechten der christlichen Gemeinde beruht, eine feste und dauerhafte Sicherheit gewähren. Eine solche Verfassung begehrt die deutsche Nation jetzt dringender als je; sie allein ist im Stande, den Frieden im Innern und den wohlthätigen Einfluß der göttlichen Religion auf die öffentliche Wohlfahrt neuerdings fest zu gründen.“

Und wie dachte sich Wessenberg diese „zeitgemäße Kirchenverfassung“? So etwa: die deutschen Partikularkirchen (Landeskirchen) sollten sich vereinigen; an ihrer Spitze sollte ein Primas stehen, der nur die allgemeinen Angelegenheiten der Nationalkirche zu leiten habe; der Schwerpunkt der Verwaltung sollte aber in den stufenweise aufsteigenden Kirchenversammlungen, den Diözesan-, Provinzial- und Nationalsynoden ruhen. Wessenberg schwebten dabei die Kirchenversammlungen der alten christlichen Kirche vor, er sah darin — nicht ohne Selbsttäuschung — eine Annäherung an das urchristliche Gemeindeleben. Der Grundsatz der Selbsthilfe sollte dabei zu seiner vollen Geltung kommen; es sind dieselben Gedanken, welche auch Wessenbergs vierbändiges Geschichtswerk über die mittelalterlichen Reformkonzilien (von Pifa, Konstanz, Basel und Trient) beherrschen. Er gewann zwar damals für seinen Plan mehrere hervorragende Staatsmänner, so Wilhelm v. Humboldt, Freiherrn v. Gagern, Freiherrn v. Türckheim und den damaligen Domdechanten und nachmaligen Erzbischof von Köln, Graf v. Spiegel. Auch der damals fast allmächtige Fürst Metternich war mehr für als gegen den Plan, und von den hervorragendsten Geistlichen in Deutschland,

Bischöfen und Bistumsverwesern erhielt Wessenberg „die volle Zustimmung der Mehrsten“ zum Inhalt seiner Denkschrift.

Aber dennoch wurden seine schönsten Hoffnungen zu schanden. Schuld daran waren vor allem die päpstlichen Kreaturen, der römische Kardinal Consalvi und der Nuntius Severoli, die freilich nicht öffentlich gegen Wessenbergs Entwürfe auftraten, aber durch ihre Werkzeuge wühlten und die Verhandlungen geschickt in die Länge zu ziehen wußten. Schuld daran waren ferner die politisierenden Romantiker, an ihrer Spitze Männer wie Schlegel, Stolberg und Zacharias Werner, die zum Katholizismus übergetreten waren und in katholisch-mittelalterlichen Formen und Einrichtungen das Heil für Staat und Kirche suchten. Schuld daran war endlich die Politik Baierns, welches in letzter Stunde noch, als man nahe daran war, wenigstens einen allgemeinen Satz über die künftige Einrichtung der deutschen Kirche in die Bundesakte aufzunehmen, ein besonderes Konkordat mit Rom abschloß. Nachdem die plötzliche Nachricht von der Rückkehr Napoleons von Elba und dem Wiederbeginn der Kriegs vollends Geduld und Zeit für kirchenpolitische Beratungen hinweggerafft hatte, reichte schließlich dem katholischen Baiern noch das protestantische Preußen die Hand und trat von einer gemeinsamen Beratung der kirchlichen Frage zurück, um mit Rom Sonderverhandlungen anzuknüpfen. Dieses Vorgehen Preußens ist hauptsächlich auf den damaligen preussischen Gesandten in Rom, den gelehrten Geschichtsschreiber Niebuhr zurückzuführen, der aber das alte Rom besser kannte als das moderne, und der, wiewohl ein Protestant, schon damals zaghaft warnte vor dem ausichtslosen Versuch, durch Gründe oder Drohungen ein päpstliches „non possumus“ („wir können nicht“) erschüttern zu wollen.

Wessenberg schied von der österreichischen Kaiserstadt „mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, aber mit wehmütigen Gefühlen“. Nicht einmal der Anhaltspunkt für die Rettung des Reformgedankens und eine spätere Durchführung konnte zur allgemeinen Anerkennung gebracht werden. Auch seine Bemühungen bei den Verhandlungen auf dem Frankfurter Kongreß (1817) führten zu keinem Ziel.

So scheiterte Wessenbergs Plan einer Nationalkirche durch schlaue ultramontan-jesuitische Gegenagitation auf der einen, durch Kurzsichtigkeit und Gleichgültigkeit auf der andern Seite.*)

*) Später wurde dieser Auf nach Kirchenversammlungen wieder aufgenommen

Wessenberg und die Freiburger theologische Fakultät.

Wir haben oben schon gesehen, wie Wessenbergs kirchliche Bestrebungen bei der katholischen Geistlichkeit Anklang und Mitarbeit fanden. Von der freudigen Zustimmung und ungetheilten Anerkennung, welche ihm auch die katholischen Gelehrten und Professoren entgegenbrachten, ist ein beredtes Zeugnis die Ernennung Wessenbergs zum Ehrendoktor seitens der theologischen Fakultät Freiburg vom 1. Juli 1815. Das dem Doktordiplom beigelegte Schreiben der Fakultät rühmt die gründlichen und ausgebreiteten theologischen Kenntnisse, den wahrhaft apostolischen Geist Wessenbergs, sowie seine christliche Selbstverleugnung und Aufopferung, mit der er von Anfang an der mühevollen Verwaltung seiner Diözese vorgestanden habe; diese sei für den Fleiß, die guten Sitten und wissenschaftliche Bildung ihrer Zöglinge von wohlthätigem Einfluß gewesen. Treffend hebt es seine großen Verdienste hervor um besseren Schulunterricht des Landvolkes, um eine der wahren christlichen Andacht angemessene Gottesverehrung, um die Erweckung des Studiergeistes und des evangelischen Amtseifers der Seelsorger. Dies Ehrenzeugnis für Wessenbergs Reformarbeit ehrt seinerseits auch die, welche es spendeten. Die Vertreter der damaligen katholischen theologischen Fakultät waren die Professoren: Wanker, Schinzinger und Hug. Es sei gestattet, ein kurzes Wort über diese hier anzufügen.

Ferdinand Geminian Wanker (1758—1824), ein Freiburger Bürgerjohn, war, von dem freisinnigen Kaiser Joseph II. berufen, seit 1788 bis zu seinem Tode an der Universität Freiburg als Professor der christlichen Moral thätig. Der freieren Richtung in Theologie und Kirche angehörig nahm er lebhaften Anteil an den Bestrebungen für Reinigung des kirchlichen Lebens, für Aufklärung des Volkes, für Bildung und Humanität. Er hat in der langen Zeit seines akademischen Wirkens eine reiche Zahl von Männern herangebildet, welche seinen erleuchteten Grundsätzen weitere Verbreitung gaben. Seine Vorlesungen über Religion „nach Ver-

und noch dahin ergänzt, daß man dabei auch Laien (Nichtgeistliche) als Vertreter verlangte. Wessenberg hat selbst noch nach seinem Austritt aus dem Kirchendienst in einer Schrift vom Jahre 1849, „Die Bistumsynoden“, dieser Forderung nach gemischten Synoden Ausdruck verliehen; andere sind ihm darin gefolgt. Näheres darüber siehe im Schlusskapitel bei Behandlung der „Synodiker“.

nunft und Offenbarung“ waren nicht blos für Theologen, sondern überhaupt für Akademiker und gebildete Christen bestimmt.

„Von allen seinen Schülern“, sagt sein Kollege Hug, „ist wohl keiner, der sich nicht freut, ihn gehört zu haben, der es sich nicht zur Ehre anrechnet, sein Schüler zu sein; aber auch keiner, es hätte ihm denn schlechthin an Willen gebrechen müssen, konnte unbelehrt den Hörjaal Wankers verlassen.“ Als akademischer Lehrer verfügte er über ein vielseitiges Wissen, namentlich auch in Weltgeschichte und Völkerkunde, und über die Fähigkeit sehr gründlicher und klarer Darstellung.

Was aber seinem Lehren und Wirken den stärksten Nachdruck verlieh, das war sein sittenstrenges Leben; so wie er lehrte, lebte er auch. Er belebte nicht blos, sondern besserte und veredelte auch seine Zuhörer durch seine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit. Er war kein Stubengelehrter, sondern auch ein Mann fürs praktische Leben. Seine Teilnahme an den Fragen des sittlichen Lebens suchte er auch außerhalb des Hörjaals zu bethätigen, so vor allem in den von seinem edlen Freunde Heinrich von Sautier gegründeten Anstalten zur Fortbildung und Unterstützung mittelsofer Knaben und Mädchen. In der einen dieser Anstalten, welche es sich zur Aufgabe machte, bedürftige Knaben nach Zurücklegung der Schule zu beaufsichtigen, an Sonntagen zu sammeln und geistig anzuregen, auch mit Lehrgeld zu Handwerken und später mit Mitteln zur Uebernahme eines bürgerlichen Gewerbes zu unterstützen, hatte er elf Jahre hindurch die Leitung. Welch eine wichtige Sache war es doch diesem gelehrten Manne, den Mädchen und Knaben die Schönheit und das Glück eines christlich-sittlichen Lebens in schlichten Worten zu schildern! und welche eine Freude, bei den Jahresfesten den Fleißigen ihre Ehrenpreise zu verkünden und ihre fröhlichen Gesichter zu sehen, oder die armen Mädchen in edler Geselligkeit fröhlich zu schauen! Wie ein Vater nahm er sich der Kinder an, auch dann noch, wenn sie längst die Anstalt verlassen hatten. Er selbst pflegte mit Lehrmeistern und Herrschaften zu verhandeln und war sehr darauf bedacht, die Knaben und Mädchen nur in solchen Häusern unterzubringen, wo sie zur Zucht und Ordnung angehalten wurden. Mit demselben Eifer diente er dem Waisenhause in Freiburg. Von rührender Dankbarkeit und kindlicher Liebe zeugt auch das Verhältnis zu seiner Mutter, einer einfachen Frau, der er die letzten Lebenstage reichlich verschönte. Ueberall fühlte er sich

glücklich, wenn er andere beglücken oder wenigstens ihre Lebenslast erleichtern konnte.

Im Jahre 1822 war er nahe daran, die höchste Würde in der neu errichteten oberrheinischen Kirchenprovinz zu erlangen. Er war von den Landdefanen gleich nach Weßenberg als der für den erzbischöflichen Stuhl geeignetste gewählt und dem Papst in Vorschlag gebracht worden. Aus verschiedenen Gründen wurde er zwar anfangs von Rom verworfen, aber auf seine Erklärungen hin schien seine Bestätigung nachher so gut wie sicher. Doch während der sich lang hinziehenden Verhandlungen starb er, geehrt und beweint wie selten einer von der ganzen Bürgerschaft Freiburgs. „Sein Leichenzug glich dem des großen Basilius,“ sagt Hug in seiner Gedächtnisrede.

Stillter und weniger in der Deffentlichkeit bekannt als Wanter, aber von gleicher Gesinnung war **Josef Anton Schinzinger** (1753—1827). Ein Sohn wohlhabender Eltern in Freiburg, zog er durch seinen Fleiß und seine große Begabung die Aufmerksamkeit der Jesuiten auf sich, die von jeher eine besondere Spürkraft im Ausfindigmachen begabter junger Menschen bewährt haben. 1769 wurde der bescheidene 16 jährige Jüngling endlich gewonnen und mit dem Gewande des heil. Ignazius bekleidet. Doch schon nach vier Jahren erfolgte durch die denkwürdige Bulle des wirklich erleuchteten Papstes Clemens XIV. die Auflösung des Ordens, und damit, unter Mitgabe der glänzendsten Zeugnisse, die Entlassung oder besser gesagt, die Befreiung des jungen Schinzinger, und damit seine Heimkehr ins väterliche Haus. Zwar wurde er bald nachher zum Priester geweiht, doch blieb er bei der akademischen Laufbahn. Im Jahre 1773 gründete der Kaiser Josef zur Hebung der allgemeinen und wissenschaftlichen Bildung des Klerus die Generalseminarien, an die er besonders tüchtige und duldsame Männer berief. Ein solches bestand auch in Freiburg, zum ersten Rektor dieses Seminars machte er Wanter und zum zweiten Vorsteher unsern damals noch sehr jungen Schinzinger. 1787 erhielt er dann den Lehrstuhl für Kirchengeschichte an der Universität. Weniger glänzend in Vortrag und Darstellung, war er doch als Lehrer beliebt durch seine feine Kritik, den fast zum Grübeln neigenden Forschungsdrang und durch seine bei aller Energie seiner Wahrheitsliebe sich überall kundgebende Schonung. Wie er selbst war, ruhig, unmissig, bedächtig, wahrhaftig und voll Mäßigung, so war auch die von ihm vorgetragene Kirchengeschichte. Wie sein

Charakter, so auch seine Wissenschaft, deren besonderes Kennzeichen darin besteht, daß er alles mit geschichtlichem Sinn betrachtete. Er war so bescheiden, daß er trotz mehrfachen Drängens seine kirchengehichtlichen Vorträge nicht veröffentlichte. Auch die Veröffentlichung von lateinischen Liedern, poetischen Epigrammen und Rätseln, die seine Muse ihm gab, geschah aus Bescheidenheit meist ohne seinen Namen. Im häuslichen Kreise bewährte er sich für die drei Kinder seines verstorbenen Bruders als zweiter Vater. Seine sanfte Erziehung leitete sie zu allem Großen und Edlen und entwickelte in ihnen jenen tugendhaften und häuslichen Sinn, den er selbst in so hohem Maße besaß. Neben seiner Lehrthätigkeit hat er sich auch durch Uebernahme von Verwaltungsämtern und Verbesserung von wirtschaftlichen Einrichtungen und Stiftungen große Verdienste erworben.

Der bedeutendste in dem Dreigestirn freimüthiger Theologen, eine der glänzendsten Zierden der Universität überhaupt, war **Johann Leonhard Hug** (1765—1846). Er war ein Konstanzer Schlossersohn und anfangs für das Handwerk seines Vaters bestimmt. Doch sein schwächlicher Körperbau und seine außerordentliche geistige Begabung wiesen ihn auf den Weg des Studiums, wozu denn die Eltern allmählich die Erlaubnis und ein geistlicher Onkel die Mittel gab. Seine Fortschritte auf der Universität Freiburg waren staunenswert, schon als Zweiundzwanzigjähriger legte er 1787 zur Erlangung eines akademischen Lehrstuhls ein Examen ab, in welchem er nicht nur glänzend bestand, sondern alle Konkurrenten überflügelte, doch mußte er lediglich wegen seines noch zu jugendlichen Alters auf die Professur einstweilen verzichten. Auch in der Zeit, wo er Pfarrverweser von Reuthe war, leuchtete ihm bis in die Mitternacht hinein die Lampe zu seinen Studien. Bald darnach, 1792, wurde er an der Hochschule angestellt als Professor für orientalische Philologie, für Einleitung ins Alte Testament, später auch für die ins Neue Testament. Im Jahre 1793 schon wurde er Doktor der Theologie. Seine Leistungen auf dem Gebiete der Theologie, der orientalischen Sprachen und des klassischen Altertums, mit denen er eine umfassende allgemeine Bildung vereinte, machten ihn bald zu einer Leuchte deutscher Wissenschaft. Im Jahre 1808 erschien sein Buch über „Einleitung ins Neue Testament“, welches vier Auflagen erlebte und auch unter Protestanten viel gelesen und anerkannt wurde. Der erste Kenner auf diesem Gebiet, Professor Holzmann in Straßburg, nennt dieses

Hug'sche Werk „den ersten und zugleich glänzendsten Beitrag der katholischen Theologie zur Ausgestaltung der Disziplin der Einführung ins Neue Testament“.

Ausgedehnte Reisen, die Hug zum Teil auch zur Stärkung seines schwächlichen Körpers unternommen hat, und die ihn nach München und Wien, nach Paris und Italien führten, bereicherten seine großen Kenntnisse auf dem Gebiete der Geschichte und Kunst. Dabei war er aber wieder von so großer Liebe zu seiner badischen Heimat erfüllt, daß er um ihretwillen verschiedene, sehr glänzende Berufungen an andere Gelehrtenschulen, wie nach Stuttgart, Bonn, Tübingen regelmäßig ausschlug. Als man zum fünftenmal an eine Berufung auf eine preussische Hochschule dachte, schrieb er dem Minister von Altenstein Worte, die von der urwüchsigigen Originalität Hugs und der Biederkeit seines Charakters ein schönes Zeugnis geben: „Einen alten knorrigen Baum kann man nicht mehr versetzen. Wo er einmal gesetzt ist, treibt er, auch veraltet, noch Laub und einige Früchte, aber in ein neues Erdreich verpflanzt, verdorrt er vor der Zeit.“ — „Immer hielten mich die Liebe zu meinem Vaterland und die Bande der Freundschaft zurück. Jene lebt noch in mir in jugendlicher Kraft, die letzteren hat der Tod gelöst; alle meine Freunde sind bereits vorangegangen, woraus ich mir die Lehre nehme, daß die Zeit naht, mich zu ihnen zu legen.“ Von dem berechtigten Selbstbewußtsein des Gelehrten legt ein anderer Ausspruch Zeugnis ab; als er nach 40 jährigem Amtswirken um seine Pensionierung nachsuchte, schrieb er in der Eingabe: „gilt die Rechnung nach Kanzleistunden, so diene ich nicht 40, sondern 80 Jahre. Die Ruhe mit ganzem Gehalt, um die ich bitte, ist also sauer verdient.“ Trotzdem aber gelang es, ihn noch länger seiner gesegneten Lehrthätigkeit an der Hochschule zu erhalten. Als nachher sein 50 jähriges Dienstjubiläum herankam und dann sein 80. Geburtstag, bis zu welchem er noch öffentlich lehrte, war er wieder so bescheiden, daß er größere Festlichkeiten beide Male ablehnte. Auch der Armen vergaß der große Gelehrte nicht; im Stillen, ohne daß es die Welt wußte, diente er ihnen. Als Ehrenbürger der Stadt Freiburg und als Domdekan starb er 1846.

Das waren die Männer, die am Anfang des Jahrhunderts voll religiöser Weitherzigkeit und reiner Wahrheitsliebe die akademische Jugend lehrten und sich mit einem reformfreundlichen Bischof, wie Wessenberg, eins fühlen durften, ohne daß sie als Ketzer und Ungläubige

verschrien wurden. Sie lebten in der glücklichen Zeit, wo auch im Katholizismus freie Forschung noch ihr gutes Recht hatte, und wurden noch nicht kontrolliert von solchen, welchen Religion mit Papsvergötterung und ultramontaner Politik gleichbedeutend war. Sie blieben noch verschont von den römischen Anfeindungen und Kegergerichten, die Wessenberg zu seinem tiefen Schmerze für sein ideales und reines Streben bald an seinem eigenen Leibe erfuhr.

Wessenberg und die römische Kurie. Sein Scheiden aus dem Kirchenamt.

Während die Besten in Deutschland Wessenbergs Bestrebungen zujubelten, auch hohe geistliche Würdenträger ihm zustimmten und die Freiburger theologische Fakultät im Hinblick auf seine Wiener Bestrebungen ihm die Würde eines Doktors der Theologie (1. Juni 1815) verlieh, dachte man in Rom anders über einen Mann, dem Deutschland über Rom ging, und dem die geistige wie kirchliche Wohlfahrt seiner katholischen Brüder mehr am Herzen lag als die römische Paps- und Priesterherrschaft. Dem päpstlichen Nuntius in Luzern, dem klugen Testaferrata, war schon von Anfang an Wessenbergs selbständiges Wirken in Konstanz ein Dorn im Auge gewesen. Ein Mann von rücksichtsloser Unbarmherzigkeit schwärzte er Wessenberg zuerst bei seinem Fürstprimas von Dalberg, dann bei der römischen Kurie an. Das erste was geschah, um Wessenbergs Einfluß einzuschränken, war die Losreißung der Schweiz vom Bistum Konstanz und die Ernennung eines besonderen, römisch gesinnten Generalvikars — Probst Göldlin — im Jahre 1815.

Doch bald geriet Wessenberg auch in direkten Streit mit der römischen Kurie. Wie war dies möglich bei dem kirchlichen Takte und dem schonenden Vorgehen Wessenbergs? Im Jahre 1811 hatte dieser bei einem Besuche in Regensburg von seinem Primas die Priesterweihe empfangen. 1814 hatte ihn ebenderjelbe zu seinem Koadjutor für das Bistum Konstanz ernannt und in der Ernennungsurkunde den Wunsch ausgedrückt, daß die bei der Besetzung des bischöflichen Stuhls Beteiligten der Nachfolge Wessenbergs im Bistum ihre Zustimmung erteilten. Die badische Regierung wie das Domkapitel hatten bereits ihre völlige Zustimmung erteilt, und der Fürstprimas hatte dem römischen Hofe den Wahlakt mitgeteilt mit der Bitte, ihn zu bestätigen. Allein

Rom schwieg, und die Sache blieb fast drei Jahre lang auf sich beruhen. Erst der Tod Dalbergs brachte die peinliche Frage wieder in Fluß. Das Domkapitel wählte nun alsbald Wessenberg „unjern innig geliebten, verehrten, um das Bistum hochverdienten Koadjutor“, wie es ihn ausdrücklich nannte, zum Bistumsverweser bezw. Kapitularvikar. Dieser Wahl stimmte auch die badische Staatsregierung zu. Aber von Rom erfolgte als Antwort ein Breve vom 15. März 1817, worin „wegen sehr schwerwiegender Gründe“ (ob gravissimas causas) die Wahl verworfen und anbefohlen wurde, einen Mann zu wählen, „der sich eines besseren Rufes erfreue“, mit dem Anfügen, daß kein päpstliches Gericht eine „von dem Baron von Wessenberg“ vorgenommene Handlung oder ein von ihm erlassenes Schreiben beachten werde. Als Gründe der Verwerfung bezeichnet das Breve „Wessenbergs verkehrte Lehren, seine bösen Beispiele und seinen fortgesetzten Widerstand gegen die Befehle des römischen Stuhls.“ Der Großherzog Karl verweigerte diesem Breve die Genehmigung in seinem Lande. Der neuernannte päpstliche Nuntius Carlo Zea überbrachte nun ein persönliches Handschreiben Seiner Heiligkeit des Papstes Pius VII., welches unter schmeichelhaften und verbindlichen Wendungen den Großherzog zur Anerkennung des Breves bewegen sollte. Doch vergebens, die Höflichkeit des päpstlichen Nuntius, wie die Gründe des Papstes machten auf den Großherzog Karl keinen Eindruck. Er gab eine deutliche Antwort, in welcher er „den im besten Ruf bei der Klerisei und dem Volk stehenden Herrn v. Wessenberg“ in Schutz nahm und auf das Unstatthafte des römischen Verfahrens, einen allgemein geachteten Mann ungehört und ohne Angabe spezieller Gründe zu verurteilen, hinwies. Um sich vor dem Papst persönlich zu verteidigen und überhaupt einmal die Gründe der gegen ihn erhobenen schweren Beschuldigungen in Erfahrung zu bringen, reiste Wessenberg, der die gesunde öffentliche Meinung in Deutschland auf seiner Seite hatte, mit Zustimmung seines Landesherrn und trotz Ab-ratens vieler Freunde selber nach Rom. Hier erst lernte er wie einst Luther die Römlinge recht kennen. Man behandelt ihn zwar formvoll, aber gemein. Eine Unterredung mit Sr. Heiligkeit Papst Pius VII. wurde ihm nicht ermöglicht. Dreiundvierzig Tage lang mußte er bitten und warten, bis man das Register der Beschwerden ihm einhändigte. Er mußte staunen über „die Menge grober Verleumdungen und Lügen, die man in Rom für bare Münze genommen hatte“. Seine ausführ-

liche schriftliche Erklärung, in der er sich dagegen verteidigte und versicherte, keine prinzipiell feindliche Gesinnung wider den römischen Stuhl gehabt zu haben, befriedigten den Kardinal Consalvi nicht, noch weniger den Papst. Man wollte eben in Rom keine Verteidigung, sondern nur Widerruf und blinde Unterwerfung. Man verlangte von ihm vor allem die Niederlegung seiner Stelle als Bistumsverweser, „aus Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl“, und weiter eine öffentliche Neuerklärung — welche eine Charakterlosigkeit wird einem deutschen Manne zugetraut! — etwa in der Fassung: „er (Wessenberg) habe zwar in Rom seine Handlungen durch Erläuterungen zu rechtfertigen gesucht, da diese aber vom heiligen Vater nicht als durchaus befriedigend anerkannt worden seien, so nehme er keinen Anstand, das, was Seine Heiligkeit mißbilligt habe, gleichfalls zu mißbilligen“. Mit vollem Recht durfte Wessenberg in einer offiziellen Mitteilung an den Großherzog Karl sich auf das Ehrgefühl aller biederen Deutschen berufen und fragen, ob eine solche Erklärung „mit dem Charakter eines ehrlichen Mannes, mit den Würden und Rechten einer deutschen Kirche und mit den Fortschritten einer geistigen und sittlich-religiösen Bildung vereinbarlich wäre“. Und was die Niederlegung seines kirchlichen Amtes betreffe, so könne ihn dazu nur die ausdrückliche Genehmigung seines Landesherrn bewegen. Der deutsche Kirchenfürst blieb standhaft. Pflichtgefühl für die Freiheit der deutschen Kirche, für seinen Landesherrn und ganz Deutschland wirkte bei ihm stärker als Roms Gunst.

So war Wessenbergs Romreise vergebliche Liebesmühe. Merkwürdig aber und ein Zeichen der Rat- und Mutlosigkeit der römischen Kurie ist die Thatsache, daß Wessenberg, wiewohl von Rom verworfen, noch fünf Jahre in seinem Amt und zehn Jahre in seiner kirchlichen Thätigkeit verblieb. Der Bundestag that nichts für ihn, die Kurie nichts gegen ihn, alles blieb beim Alten. Und diese zehn Jahre (1817—1827) können als eine Zeit erfreulicher kirchlicher Fortschritte, als Blütezeit des Konstanzer Bistums angesehen werden. Man sieht, Rom „kann auch anders“, wenn es sich nicht zu helfen weiß; es ist dies einer der vielen Fälle, wo die so viel gerühmte unerbittliche Geschlossenheit der römischen Kirche und die Konsequenz ihres Systems durchlöchert wird. Ebenso haben wir hier einen schlagenden Beweis dafür, daß das katholische Kirchenwesen auch ohne den sonst so gerühmten und notwendig erachteten päpstlichen Schutz gedeihen kann. Erst im Jahre 1822, als es sich

um Aufhebung des Bistums Konstanz, die Neugründung der oberrheinischen Kirchenprovinz und die Besetzung des erzbischöflichen Stuhls in Freiburg handelte, kam der Stein ins Rollen. Wieder richtete das Domkapitel sein Augenmerk auf Weissenberg und wählte ihn auch im Sinne der ganzen katholischen Geistlichkeit zum Erzbischof von Freiburg. Aber die Kurie verwarf auch diese Wahl, sie beharrte auf ihrem Breve von 1817. Der Großherzog Ludwig, der — offenbar wegen unliebsamer Begegnungen noch von seinem Aufenthalt in Salem her — Weissenberg eben so sehr mißgünstig, als sein Vorgänger ihm günstig gestimmt war, that nichts, um ihn zu halten. Er hoffte und ließ dies Weissenberg auch hintenherum andeuten, daß dieser freiwillig verzichten und ihn durch eine Erklärung „instand setzen werde, sich mit Rom ohne Schwierigkeit zu verabreden“. Für eine Regierung allerdings ein bequemer Ausweg! Er erklärte, er sei ebenso entschieden bereit, jedes persönliche Opfer im Interesse der vaterländischen Kirche zu bringen, als alle seine Kräfte und sein ganzes Leben auch künftig dem Dienste der Kirche zu widmen. Die Regierung werde selbst am besten wissen, was im vorliegenden Falle ihrer eigenen Würde, wie dem wahren Wohl der Kirche am angemessensten sei. Man erkannte in diesen Worten eine freiwillige Verzichtleistung Weissenbergs und war jedenfalls froh, nun aller weiteren Händeln mit Rom enthoben zu sein.

So mußte er weichen trotz seiner großen Verdienste und trotz der lebhaftesten Wünsche des Domkapitels wie der katholischen Geistlichkeit und Bevölkerung. An seiner Stelle wurde ein Mann mit viel geringeren Gaben und Verdiensten, der Dompfarrer Bernhard Voll, als erster Erzbischof von Freiburg gewählt. Die Besetzung erfolgte aber erst durch die Bulle Leos XII. vom 3. April 1827. Bis dahin setzte Weissenberg, nachdem auch seine Wahl zum Bischof von Kottenburg verworfen war, seine kirchliche Thätigkeit unverändert fort. Ergreifend ist sein Hirtenbrief vom 21. Oktober 1827, in welchem er die Errichtung des neuen erzbischöflichen Sitzes in Freiburg bekannt gab und mit welchem er von seinen bisher ihm unterstellten Geistlichen Abschied nahm. Er ist ein beredtes Zeugnis seiner inneren Größe, seiner Selbstverleugnung und der hohen Auffassung des kirchlichen Amtes, in gewissem Sinn auch sein Glaubensbekenntnis. Er beginnt mit dem Ausdruck des Dankes gegen Gott und seines Vertrauens auf ihn; dann rechtfertigt er seine bisherige 25 jährige Amtsführung:

„Ich darf Sie alle, geliebte Mitdiener Christi! vor Ihm, der unser aller Richter ist, mit Zuversicht zur Zeugnenschaft aufrufen: ob ich nicht stets gezeigt, daß Geben seliger sei, denn Nehmen, ob ich niemals ein Opfer verweigert habe, sobald das Wohl der Brüder es verlangte, ob ich niemals einen andern Grund zu legen gesucht, als den gelegt hat Christus, der Gekreuzigte; ob nicht Ihre Berufstreue, ob nicht die guten Früchte Ihrer Wirksamkeit stets meine höchste Freude und die Krone meines Ruhmes gewesen? Ob einen von ihnen ein Leid getroffen, das ich nicht teilnehmend mit empfand? Ob ich nicht unablässig dahin gestrebt habe, Sie alle und Ihre Heerden von den gleichen Gesinnungen, von der gleichen Liebe befeelt, einmütig und einträchtig zu sehen in Christo?“

Der scheidende Oberhirte mahnt seine Geistlichen daran, „die Zeichen der Zeit nicht außer Acht zu lassen, die so klar und deutlich verkünden, daß der Buchstabe tötet, wenn ihn der Geist nicht belebt“, und „daß Gott jede andere Verehrung als die im Geist und in der Wahrheit verwerfe“. Er bittet sie, dem neuen Oberhirten mit Vertrauen entgegen zu kommen und ihm als treue Gehilfen beizustehen und schließt mit dem Gelöbniß und dem Wunsche: „Stets werde ich fortfahren, Sie in meinem Herzen zu tragen, stets Ihrer gedenken in meinem Gebete. O, möchte doch beständig Christus in uns wohnen! Möchten wir ganz ihm leben! Möchten wir stets in seiner Liebe wandelnd, nur einen Körper bilden mit ihm! Ungeschwächt möge bei allen äußeren Wechselln die heilige Verbindung unter uns fortbestehen. Wir in Christo und Christus in uns!“

Weissenbergs Scheiden aus dem Kirchenamt erweckte Betrübnis bei vielen Geistlichen und bei allen edelgesinnten Katholiken jener Tage. Es ist ein Bekenntnis voll Liebe und Schmerz, zugleich das Bekenntnis der katholischen Süddeutschlands, das einer der würdigsten Geistlichen, der Geistliche Rat Dr. Jäck, Regens am Seminar in Meersburg, bei einem Gedenktag Weissenbergs über ihn aussprach: „Heinrich von Weissenberg hat auf sein ehrwürdiges Haupt einen so reichen Kranz wirklicher Verdienste um das deutsche Vaterland und um die gute Sache des Christentums und der Menschheit gesammelt, daß eine römische Inful keinen Platz mehr darauf finden konnte.“

Wessenberg als Politiker.

Die einzige Stätte, wo Wessenberg von nun an noch öffentlich auftreten konnte, war die Erste badische Kammer. Er war Mitglied derselben von 1819 an als geistlicher Würdenträger, 1827—1833 als Vertreter des grundherrlichen Adels ob der Murg. Selbstloses Interesse für das badische Volk und edler, besonnener Freisinn zeichnen seine parlamentarische Thätigkeit aus. Schon auf dem Wiener Kongreß hatte er dem Gedanken von der völligen rechtlichen Gleichstellung aller Deutschen ohne Unterschied der Konfession Anerkennung zu verschaffen gewußt und aufs entschiedenste der landständischen Verfassung das Wort geredet. So nahm er auch in Baden lebhaften Anteil am Zustandekommen einer zeitgemäßen Verfassung, bei fast allen wichtigen Fragen griff er entscheidend ein. Er befürwortete Handels- und Gewerbefreiheit, Preß- und Studienfreiheit, die Zehntablösung. Er sprach für unbedingte Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, für eine allmählich zu erstrebende Selbstverwaltung, für eine tüchtige Vorbildung und ökonomische Besserstellung der Lehrer, — alles Dinge, auf die wir heute als auf erreichte und selbstverständliche hinblicken. Treffliche Winke gab er auch für die Verbesserung des Seminar- und Volksschulwesens, deren Frucht größtenteils das badische Volksschulgesetz von 1835 ist. Des öfteren betont er auch in der Leitung der Schulen die Rechte des Staates, dem man kirchlicherseits entgegenkommen müsse. Und er, der katholische Prälat, erstattete in wohlwollendster Weise auch den Bericht für die Herstellung eines protestantischen Predigerseminars in Heidelberg und für die Unterstützung hilfsbedürftiger protestantischer Geistlichen aus Staatsmitteln. Ein wehmütiges „Einst und Jetzt!“ kommt einem auf die Zunge, wenn man solch hohen Sinn für wahre Freiheit und solch weitherzige und vaterländische Gesinnung eines katholischen Führers mit dem parlamentarischen Treiben der heutigen Ultramontanen in unserem Lande vergleicht. Wessenberg war als Politiker Vertreter des Liberalismus, aber eines sittlich gegründeten Liberalismus. Er unterschied sich durch Betonung der sittlichen Bedingungen eines freien Gemeindelebens von vielen anderen Liberalen, die nur die formal rechtliche Seite im Auge hatten. Er erkannte die Freiheit als eine sittliche Aufgabe und als ein moralisches Gut. Mit der rechtlichen Ausbildung sollte auch die moralische Hand in Hand gehen. Er wollte, daß namentlich

allen Pietätsverhältnissen mehr, als dies liberalerseits gewöhnlich geschehe, Rechnung getragen, und daß die Ehrfurcht vor dem Gesetz in allen Kreisen des Volkes geweckt und gepflegt werde. So verlangte er die Wiedereinführung der Sittengerichte, d. h. für jede Gemeinde ein aus gewählten, bewährten Männern zusammengesetztes Kollegium mit der Aufgabe, die öffentliche Sittlichkeit zu überwachen und deren Störung z. B. im Fall der Trunksucht, der Arbeitscheu, der Rohheit gegen Eltern und Kinder, der Tierquälerei u. s. w. durch moralische Mittel, wie Belehrung, Zuspruch, Warnung, Rüge entgegenzutreten. Man verstand Weßensbergs gute Absichten in diesen Punkten nicht. Der landläufige Liberalismus war dafür nicht zu gewinnen; viele seiner Vertreter besorgten eine „allzu große Beschränkung der Freiheit“. — Weßensbergs Anregungen verdankt Baden auch die Gründung seiner ersten wohlthätigen staatlichen Anstalten, so der Taubstummenanstalt in Pforzheim und der Blindenanstalt in Freiburg.

Mit dem Auge eines wahrhaft liberalen Mannes betrachtete Weßensberg nicht nur die staatlichen, sondern auch die kirchlichen Verhältnisse, insbesondere auch seine eigene Kirche. Er war Katholik und wollte es auch sein, aber um der Religion und um des Vaterlandes willen haßte er in ihr alles, was er als dem Geist des Christentums widersprechend erkannte, alles, was das Volk verdummen oder unmündig erhalten sollte, alles, was auf eine selbstsüchtige Priesterherrschaft in der Kirche hinielt. Darum schaffte er so manche Mißbräuche in der ihm unterstellten Diözese ab, darum bekämpfte er den Ultramontanismus und den Jesuitismus, wo er nur konnte, mit aller Offenheit und Energie. Mit großer Bekümmernis erlebte er im Jahre 1814 die Wiederherstellung des Jesuitenordens durch die verhängnisvolle Bulle Pius VII., worin zur Demütigung aller Priester und Leiter der Kirche die Jesuiten „als die besten Ruderer im Schiffelein Petri“ begrüßt wurden. Mit Schmerzgefühl sieht er, wie er selber sagt, „diese Schwarzköpfe mit hohen Kragen und breiten Kremphüten die ewige Stadt durchziehen, welche und mit ihr die Oberleitung der ganzen Kirche ihnen wieder zur Beute fallen soll“. Den wiederhergestellten Orden der Gesellschaft Jesu hält er für gefährlicher als den von Lainez großgezogenen und von Papst Clemens aufgeborenen; er durchschaut die Gelüste dieser Gesellschaft, unter dem Vorwand, dem römischen Papst zu dienen, die gewaltthätigste Herrschaft über den Papst wie über die Kirche auszuüben. „Die Grundsätze dieses

Ordens," so lautet sein begründetes Urteil, „sind so beschaffen, daß sie unvermeidlich die christliche Glaubens- und Sittenlehre verderben und das Verhältnis zwischen Staat und Kirche zerrütten müssen; alle Arten von Aberglauben heidnischer und pharisäischer Gesinnung werden durch ihn gepflegt.“ — „Nach der Natur seiner Einrichtung und dem Geist seiner Lehren trachtet er nach einem Universaldespotismus über alle Organe des staatlichen und kirchlichen Lebens. Auch ist nach der eigentümlichen Einrichtung des Ordens jede Reform desselben unmöglich. Gelingt es ihm, auch in Deutschland wieder Boden zu fassen, so ist ein heftiger und langer Kampf des Lichts und der Finsternis vorauszusehen, der dem Frieden der Kirche und der Ruhe der Staaten gleich gefährlich sein dürfte.“ O daß doch die Staatsmänner und Politiker der Jetztzeit nicht katholischer sein wollten, als der katholische, gelehrte und geistvolle Prälat, der dies Urteil gefällt! O daß man doch in der katholischen Kirche wie in den politischen Parteien heute etwas hätte von dem hier bezeugten Freimut und Wahrheitsinn dieses edlen Kirchenfürsten! —

Als im Jahre 1833 die Reaktion wieder das Haupt erhob und manche Grundherren ihre selbstfüchtigen Gesinnungen offen an den Tag legten, hielt es Wessenberg mit seinen politischen Grundsätzen nicht mehr vereinbar, der Abgeordnete von Leuten zu sein, mit denen ihn keine geistige Gemeinschaft verband. Er nahm damals und auch später, als von anderer Seite her Rufe an ihn ergingen, kein politisches Mandat mehr an. Er lebte von nun an bis zu seinem Tode 1860, abgesehen von Studien- und Erholungsreisen, ständig in Konstanz, der lieblichen Bodenseestadt, die ihm immer mehr zur zweiten Heimat geworden war. Jetzt konnte er sich als Privatmann der Wissenschaft, der Kunst und der Wohlthätigkeit widmen. So still sein Dasein von nun an verläuft, so reich ist es an Arbeit. Auch von den letzten 27 Jahren seines Lebens gilt das Wort: „Unser Leben, wenn es köstlich gewesen, ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

Wessenberg als Gelehrter.

Es kann nicht Aufgabe dieser volkstümlichen Lebensbeschreibung sein, die gelehrte Thätigkeit Wessenbergs eingehender zu zeichnen und zu beurteilen. Und doch muß man auch in sie wenigstens einen Blick werfen, um sich von dem reichen, vielseitigen Geistesleben dieses Mannes einen

Begriff machen zu können. Er bearbeitete fast alle Gebiete des Wissens, zu vielerlei, um auf irgend einem Gebiete Hervorragendes zu leisten. Auch außerkirchliche Gegenstände behandelte er viel und gern. So schrieb er z. B. „über den sittlichen Einfluß der Schaubühne“ (1825); „über den sittlichen Einfluß der Romane“ (1826); „über die Bildung des gewerbetreibenden Volkes“ (1833); „über Reform der deutschen Universitäten“ (1833); „das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles.“ (1828.) Sein pädagogisches Hauptwerk ist „die Elementarbildung des Volkes in ihrer fortschreitenden Ausdehnung und Entwicklung“ (1814 und 1835). Für kirchliche und mehr erbauliche Zwecke verfaßte er das oben bei der Kirchenreform erwähnte „Gefang- und Andachtsbuch“ für das Bistum Konstanz, welches beim Volk sehr beliebt geworden ist. Unter den biblischen Stoffen wurden von ihm behandelt: „Die Bergpredigt des Herrn,“ „Jesus, der göttliche Kinderfreund,“ „Johannes der Vorläufer des Herrn,“ „Die Auferstehung des Herrn,“ „Die Kraft des Christentums zur Heiligung des Sinnes und Wandels“ (1833) und die „Parabeln und Gleichnisse des Herrn vom Reiche Gottes“ (1839). Diese letzte Schrift ist eine besonders feinsinnige Arbeit, in welcher die biblischen Parabeln als bildliche Darstellungen des Reiches Gottes, seiner Schätze, seiner Mittel und seiner Gesetze aufgezeigt werden. In einem inneren Zusammenhang damit steht das früher erschienene Werk „Die christlichen Bilder“ (1827), eine Art populärer Kunstgeschichte; hier will er den innigen Zusammenhang der bildenden Kunst und des Christentums nachweisen und zeigen, „wie viel Herrliches und Bildendes die christliche Kunst zu leisten vermöge, sobald sie ohne Selbstdünkel mit gotterfülltem, liebeichem Herzen durch kirchlich gläubigen Gebrauch des Genies oder des wahren Talents, dieser kostbaren Gaben Gottes, das Christentum in seinem Geist erfaßt und in der ihm entsprechenden Gestalt darzustellen strebt“. Eine Menge anderer Aufsätze, auch die Lehrschrift über die „Schwärmerei“ (1831) wären noch zu nennen. Seine zwei großen Hauptwerke aber sind ein kirchengeschichtliches: „Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts“ (4 Bände), und ein philosophisch-religiöses: „Gott und Welt“ (2 Bände). Ersteres ist ein weit angelegtes, sehr inhaltsreiches Geschichtswerk. Anzuerkennen ist an demselben außer dem Reichtum geschichtlichen Stoffes auch die Unparteilichkeit und Aufrichtigkeit, mit der er die Schäden der mittelalterlichen Papstkirche aufdeckt, das schwere Unrecht der katholischen Kirche z. B.

an Hus aufs lebhafteste beklagt und die Reformbestrebungen jener Zeit zu würdigen versucht. Von einer Neubelebung der alten großen Kirchenversammlungen erwartet er das Heil der Kirche. Sein Standpunkt ist nicht der einer Partei oder Einzelnkirche, sondern, wie er selbst bekennet, der „der wahren Christusreligion, die nicht in Begriffen, noch Worten, sondern in Gesinnungen und einem diesen entsprechenden Leben besteht.“ „Es giebt einen Standpunkt über den Parteien und deren Streitigkeiten, ein Tribunal, das nach den klaren und einfachen Aussprüchen des Evangeliums seine Entscheidungen giebt.“ In diesem Sinne will Wessenberg an den vier mittelalterlichen Konzilien von Pisa, Konstanz, Basel und Trient zeigen, wie der Katholizismus mit der Ausbildung eines streng hierarchischen Priesterstandes entartete und auch die Synoden allmählich zu eitlen Scheinwesen und zu bloßen Mitteln der Priesterherrschaft herabsanken. Der badische Hofrat Beck, der verdienstvolle Biograph Wessenbergs, bezeichnet das Werk als „ein heiliges Vermächtnis für die kirchliche Reformpartei, an das sie in ihrem Kampfe gegen den blinden Ultramontanismus und pharisäischen Jesuitismus stets wieder anzuknüpfen hat.“

Das zweite Hauptwerk: „Gott und die Welt“, an dem er von 1845—1857 gearbeitet hat, ist die reichste und reifste Frucht seiner litterarischen Thätigkeit. Es bietet in edler, manchmal freilich auch weit-schichtiger Sprache in 35 Hauptstücken eine systematische Zusammenfassung von Wessenbergs religiösen, philosophischen, ästhetischen, politischen und naturwissenschaftlichen Anschauungen dar, eine Philosophie mit religiöser Grundstimmung und Tendenz. Er will „das wahre Verhältnis zwischen der geistig-sittlichen und der materiellen physischen Welt“ aufzeigen und den Zusammenhang darstellen, in welchem beide Welten miteinander und alle Dinge in derselben zu Gott sich befinden. Er selber nennt es in einem Schreiben an einen Freund „sein geistiges, sittlich-religiöses Testament.“ Es handelt sich ihm hierbei, wie er selbst sagt, nicht um ein neues System, sondern vor allem um den Versuch, den unheilvollen Verirrungen unserer Zeit, dem materialistischen Unglauben und dem vernunftblinden Aberglauben „auf dem sichern Boden der Thatfachen so verständlich und gemeinfaßlich als möglich entgegen zu treten.“ Es ist eine Mitarbeit an der großen Aufgabe des 19. Jahrhunderts, der sich vornehmlich die protestantischen Theologen unterzogen

haben, das religiöse und christliche Denken mit der modernen Bildung auszuföhnen.

Bei allem, was Wessenberg schrieb, war es ihm nicht um gelehrte Forschung zu thun, sondern um praktische Lebensaufgaben. Alles stand im Zusammenhang mit seinem eigensten Leben und Wesen und floß aus seinem Streben, Liebe zur Wahrheit, Tugend und Freiheit zu verbreiten. Was seine gelehrten Schriften darum besonders auszeichnet ist weniger ihre Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Bedeutung als die darin bekundete Humanität im besten Sinne des Wortes und zwar nach ihrer doppelten Seite: eine umfassende allgemeine Bildung und warme Menschenfreundlichkeit. „Sie sind Ein Stück mit meinem Leben; als solche wünsche ich, daß man sie hier würdige,“ hat er selbst von seinen Büchern bekannt. Was von seinen gelehrten Arbeiten gilt, gilt auch von seinen Dichtungen.

Wessenberg als Dichter.

Auch als Dichter war er kein Stern erster Größe. Und doch sind manche seiner Dichtungen vergessen worden, die es nicht verdienen. Ihr besonderer Wert liegt wohl darin, daß sie uns seine weitherzige und harmonische Persönlichkeit widerspiegeln. Seine Gedichte atmen seinen Geist, den Geist tiefer Frömmigkeit, edler Menschenfreundlichkeit und echter Vaterlandsliebe. Darum dürfen sie auch hier nicht übergangen werden. Auf fast allen Gebieten der Dichtkunst, im Lied, im Drama und in der Lehrpoesie hat er sich versucht. Seine Lieder sind fast durchgängig religiösen Inhalts, Hymnen, Kirchenlieder oder auch Gebete in poetischer Form. Sie entbehren nicht eines erhabenen Schwungs, doch tragen sie meist den Stempel des Lehrhaften an sich. „Seine Lieder verhalten sich zu denen der Vorgänger, wie die Bilder der Ellenrieder zu denen von Dürer,“ sagt Hagenbach. Sie verherrlichen Christus vornehmlich in seiner johanneischen Gestalt und das Christentum als die Religion der Liebe.

Auch in evangelischen Kreisen sind seine Lieder bekannt geworden, eines ist in das neue badische Gesangbuch aufgenommen worden, das Pfingstlied Nr. 153:

„Geist vom Vater und vom Sohn,
Weihe dir mein Herz zum Thron,
Weihe dich mir immerdar
So wie einst der Jüngerschar!“

Der Dichter versteht es, in diesem Liede die abstrakten Gedanken über Wesen und Wirken des heiligen Geistes verständlich und für alle erbaulich zu machen. Er schildert die mannigfachen Kräfte des vom Vater und vom Sohne ausgehenden Geistes, um die wir als Christen flehen, und darin auch das Wesen des wahren Christentums, als Geist der Wahrheit, des Lichts, der Andacht, der Liebe, der Heiligung und der Hoffnung.

Seine abgeklärte, innerliche Frömmigkeit und die schöne Harmonie feines inneren Lebens tönen aus fast all' seinen zahlreichen Gedichten heraus, auch aus denen, die nicht mit religiösen oder kirchlichen Dingen sich befassen. Zwei seiner religiösen Gedichte, die auch durch künstlerische Form und poetische Kraft ausgezeichnet sind, mögen einen Eindruck davon geben:

„Der Glaube“ ist das erste überschrieben (S. 373):

„Es walt ein Licht ob dieser Welt,
Das ihrer Stürme Nacht erhellt,
Gleich wie dem Aug' der Morgen glüht,
So glänzt der Glaube dem Gemüt.

Wenn der Erfahrung Nebelbild
Die Brust mit Schmerz und Wehmut füllt,
Und uns des Tages Schwüle drückt,
Das Herz im Glauben Trost erblickt.

Und rauscht aus Grabnacht bang und dumpf
Der kalte Tod — Triumph! Triumph!
Mild strahlt von deinem Angesicht,
O Glaube! — Licht, des Himmels Licht.“

Und tritt uns nicht das Bild einer frommen, von Gottesfrieden beseligten Persönlichkeit vor das geistige Auge, in dem Gedichte „Mein Frieden“? (S. 390):

„Dir schildern soll ich meinen Frieden?
Dazu fehlt Wort und Farbe mir.
Das seligste Gefühl hinieden
Beschreibt kein Mund, kein Pinsel dir.

Doch trete jetzt hinaus ins Freie!
Im Abendglanze ruht die Welt,
Und daß die Ruhe nichts entweiche,
Die Stille sich ihr zugesellt.

Vom Frieden, welchen ich empfinde,
Erblickst du hier ein treues Bild.
Doch glaube nicht, dein Aug' ergründe,
Was dem Gemüt nur Gott enthüllt!"

Auch den Geist seiner nach Freiheit krampfhaft ringenden Zeit hat unser Dichter verstanden und mächtig empfunden. Freiheit des Gewissens, sittliche, bürgerliche, staatliche Freiheit, auch für sie glüht seine Seele, auch für sie will er ein Prophet sein; von ihr erfüllt singt er:

„Umziehen läßt nicht mehr mit einem Walle
Ihr Geist (der Völker) sich, dem die Freiheit Gott verlieh.
Im Hochgefühl der eignen Würde sprengt
Der Mensch den Zaun, worin ihn Willkür zwinget.“

Doch ist ihm wahre, sittlich wertvolle Freiheit nur denkbar „im Bunde mit der Religion“; an „ihrer Hand“ sagt eines seiner Gedichte, „kam erst die Freiheit herab vom ew'gen Sternenthron“;

„Sie kam (die Religion), den Menschen zu befrei'n,
In ihm das Bild der Gottheit zu erneu'n!

— — — — —
Doch frei ist keiner, dessen Seele nicht
Von Sinentrug geläutert hat dein Licht.

— — — — —
Den Fürsten warnt, den Völkern wehrt dein Blick,
Will bau'n ihr Wahn auf Willkür Erdenglück.“

(„Die Religion im Bunde mit der Freiheit.“)

Wie sinnig und fromm zugleich betrachtet er im Geiste Jesu auch die Herrlichkeit der Natur; auch die Erde ist ihm Gottes Welt und die Natur Gottes Offenbarung.

„Gottes Wort spricht überall;
In der Sonne mildem Glänzen,
In des Frühlingspracht, im Donnerhall,
Im Orkan, im Lied der Nachtigall
Gottes Wort hat keine Grenzen.

Gottes Wort ist Liebe nur,
Seine Schöpfung trägt ihr Siegel;
Liebe strahlt dem Herzen die Natur,
Wo die Liebe weht, ist Gottes Spur.
Gottes Wort ist Gottes Spiegel.“

(„Gottes Wort.“)

Die Fahrt auf hohem Meer wird ihm Anlaß zur folgenden Betrachtung:

„O Meer, des Lebens Getreues Bild. Bild unsers Strebens Ach, nie gestillt!	In freud'gen Wellen Ergießen sich Des Lichtes Quellen Liebreich auf dich!	Mir zeugt's die Klarheit, Die dich umglänzt. Das Reich der Wahrheit Ist unbegrenzt.“
---	--	---

Aber unser Dichter weiß auch, daß nur den die Natur trösten und erquickern kann, der selber liebend hineingeschaut. („Die Geister der Natur.“)

„An Liebestönen reich bist du Natur!
Für liebende, geliebte Seelen nur.
Das Kind versteht, was still die Mutter spricht,
Beredt, auch wenn sie schweigt, ist ihr Gesicht.“ —

Zahlreiche patriotische Gedichte, bald schwungvolle, begeisterte Lieder, bald satyrisch-kritische Betrachtungen, geben Zeugnis von der ungeheuchelten Vaterlandsliebe Wessenberg's, von seinem heiligen Zorn gegen die innern Feinde des Vaterlandes, „die Pharisäer und Schleicher,“, gegen die Bureaufkratie und die finstern Mächte der politischen Reaktion, von seiner Trauer über die politische Zerfahrenheit, von seinem heißen Verlangen nach Einigung seines Volkes.

In einem dieser Gedichte gelobt er:

„O du bieb'res, deutsches Vaterland!
Ewig sei mein Herz dir eigen.
Seine Treu soll kein Tyrann je beugen;
Bis das Leben stockt am Grabesrand,
Will ich laut der ganzen Welt bezeugen:
Daß du seist der Treue Vaterland!“

Im Blick auf Deutschlands Uneinigkeit und innere Zerissenheit spricht er im Jahre 1847 Worte, die auch heute noch in's geeinte deutsche Reich recht laut hineinklingen dürften:

„Wie du mich jammerst; deutsches Vaterland,
Nichts frommt dein Wissen dir, nichts dein Verstand;
Ist dieser doch mit Zweifeln überfüllt,
Vom Esel Buridans ein treues Bild.
Noch fragst du immer, was du wollen sollst,
Dieweil den Stein des Sisyphus du rollst:
Hab' einen Willen erst und bleib' ihm treu!
Dann will ich glauben, daß ein Deutschland sei!“

Dieselbe Vaterlandsliebe ist es, die im Jahre 1812 die fast prophetischen Worte über den stolzen, sich selbst vergötternden Napoleon Bonaparte ihm auf die Lippen legte:

„Hörst du der Völker zürnend Brausen
Wie sturmbewegtes Meer?
Befällt dich vor dir selbst kein Grausen
Beim Loben um dich her?
Durch wie viel Glend, Fluch und Klagen,
Ach durch wie manchen Strom
Von Völkerblut wird dich noch jagen
Der Ruhmjucht Glanzphantom?“

Und als das Jahr 1848 mit seinen Folgen ihm und so manchen Patrioten schmerzliche Enttäuschungen gebracht, da klagt er, in den stillen Bergen der Schweiz weilend:

„Nacht umfängt mich, alles Licht verschwand,
Das in's Herz uns Freude goß;
Wie ein Fiebertraum, o Vaterland
Und dein Morgenglanz zerfloß.“

Mit feinem Spott kritisiert er in dem Gedichte „Römische Legende“ die Verweltlichung des Papsttums. Er erzählt, wie der Himmelspförtner Petrus den Himmel für einige Zeit verlassen hat und nach Rom kommt

„Um nachzusehn'n, wie Christi Wort
Jetzt Herd' und Hirt befolgen dort.“

Am Hauptportal des Tempels wartet er auf seinen Nachfolger, den Papst,

„Der sich — er hört's mit frohem Geist —
Den „Knecht der Knechte Gottes“ heißt.
Doch ihm nicht gleich, nicht arm und klein,
Nicht auf des Meisters Gelehn,
Zieht auf dem Platz der Folger ein;
Ein Kronenthurm statt Heil'genschein
Den Knecht der Knechte Gottes schmückt.
Auf Menschenscharen, tief gebückt,
Von gold'nem Thron er niederblickt.
Vom Glanz der Pfauenschweif' umnickt.
Der Pomp ist unermesslich groß,
Der Zug der Priester grenzenlos;
Wo er begann, wo er sich schloß,
Zu Pferd und Fuß der Krieger Troß.“

Nun hört Petrus von der Engelsburg ein Donnern, er sieht die Ablasszettel fliegen, er wird wild, und es ist gut, daß er sein Schwert im Himmel gelassen:

„Sonst Mancher im erhab'nen Chor
Gejammert hätte: „weh, mein Ohr!“

Nachher, als er sich im Freien befindet, da predigt Petrus des Herrn Wort vom Reiche Gottes, von der Gottesliebe, von der Nächstenliebe und von der Demut, vom falschen Ablass, vom treuen Kindesinn und vom reinen Herzen. Die Menge meint, ihn preisend: „Ihr seid ein Reformirter wohl?“ Als er dies verneint, verschreien sie ihn als einen Schismatiker:

„Wie riecht sein Wort nach Kegerthum!
Er wirft den Stuhl St. Peters um.“

Petrus entgeht mit großer Mühe den Steinwürfen und Faustschlägen seiner römischen Verehrer und eilt in den Himmel zurück,

„Doch was auf seines Knechts Bericht
Beschloß der Herr und sein Gericht,
Erzählet die Legende nicht.“ —

Wahre Silberblicke praktischer Lebensweisheit empfangen wir aus Wessenberg's Lehrgedichten und Sinnsprüchen; nur einige seien hier angeführt:

„Willst du Freund sein der Natur,
Selbst nach Einfalt strebe nur.“

„Willst du jochfrei steh'n und hoch,
Leg' auf niemand selbst ein Joch.“

„Schön und lieblich ist Duldung im Menschenverehr.
Aber mit welchem Schein des Rechts verlanget
Duldung, wer sie selber jedem versagt?“

Noch einige Züge aus Wessenberg's Leben und seine Bedeutung.

Mag man als Fachmann an den gelehrten und künstlerischen Arbeiten dies oder jenes auszusagen haben, unsere ungeteilte Liebe und Bewunderung verlangt ein Zug, der sein ganzes Lebensbild beherrscht, seine außerordentliche Menschenfreundlichkeit. Ein großes Gebiet in seinem arbeitsreichen Leben nimmt seine Wohlthätigkeit ein. Er hatte,

wiewohl selber in sorgenlosem Wohlstand befindlich und dem bürgerlichen Leben und Treiben ferne stehend, doch ein warmes Herz für Arme und Notleidende jeder Art. Schön und beachtenswert auch für unsere Zeit, die Zeit der sozialen Frage, ist die Beilage in seinem Buche „Gott und Welt“ mit dem freilich etwas überschwänglichen Titel „Das einzige unfehlbare Mittel gegen Not und Elend in der menschlichen Gesellschaft“. Hier appelliert er an den Opfersinn und die Bruderliebe der Reichen und zeigt, wie in einem Volke alle zuweilen in gewissen Beziehungen der Hilfe bedürftig sind, und wie den einen mehr Bedürfnis der Hilfe, den andern mehr Vermögen beschieden ist, damit unter den Menschen die Schule der Not zugleich eine Schule der Liebe abgebe. „Christen laßt uns alle sein oder werden, Christen im vollen Sinn des Wortes und aus allen Kräften!“ So mahnt er im Hinblick auf die Nöte seiner Zeit. Die Gesinnung, die Wessenberg hier ausspricht, setzte sich bei ihm auch in Thaten um. Wohlthätigkeit zu üben war für ihn wesentliches Stück der Religion und ein Mittel der Selbstbeglückung. Und nicht bei Almosen und vorübergehenden Unterstützungen läßt er es bewenden, nein, er befaßt sich auch mit bleibenden Organisationen zur leiblichen und geistigen Hebung der Hilfsbedürftigen. Diese Seite seines Wirkens hat ihm denn auch die Sympathien aller Gutgesinnten in allen Konfessionen und Parteien erworben und ihn, den sonst in stiller Gelehrsamkeit lebenden Freiherrn, im guten Sinne des Wortes populär gemacht. Nur einige Beweise seiner werktätigen Liebe seien genannt. Das Beste davon ist nicht auf den Blättern der Geschichte, sondern in den Herzen dankbarer Menschen geschrieben. Wie schon erwähnt, gab er in der ersten Kammer der badischen Regierung die ersten und lebhaftesten Anregungen zur Gründung von Blinden-, Taubstumm- und Rettungsanstalten. Zu Gunsten der erstgenannten Anstalten verzichtete er auf seine Diätenbezüge. Er gründete im Jahre 1850 in Konstanz ein Rettungshaus für sittlich verwahrloste Kinder, da die Regierung auf seinen diesbezüglichen Vorschlag nicht eingegangen war, auf privatem Wege mit Geldmitteln aus seinen und seiner Freunde Tasche. Mehr noch aber als das Geld ist die väterliche Liebe zu schätzen, mit der er sich um die Leitung und Pflege der armen Kinder bemühte. Daß bei der Aufnahme von Kindern kein Unterschied gemacht werde in der Konfession, war sein Grundsatz. Ein wahrhaft christlicher Geist sollte die Anstalt erfüllen. Später machte Wessenberg dies Rettungshaus zum

Universalerben seines nicht unbeträchtlichen Vermögens. Ferner fielen demselben 20,000 Gulden zu, welche Großherzog Friedrich für die ihm von Wessenberg überlassene reiche Gemäldesammlung nach dessen Tode gern bezahlte. Heute wirkt die Anstalt noch in reichem Segen, nicht bloß die Marmorbüste Wessenbergs im Garten des Hauses, sondern auch der Geist der Anstalt erinnert an den edeln Stifter.

Ganz in Wessenbergs Sinn und Geist war auch „die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft“, ein Verein, der die Gegensätze unter den Angehörigen eines Volkes durch die versöhnende Gemeinschaft der guten That zu überwinden bestrebt war. Auch ihr ließ er seine thätige Unterstützung angeeignen.

Seine reichhaltige Bibliothek, sowie seine wertvolle Kupferstichsammlung vermachte er der Stadt Konstanz.

Auch im tagtäglichen Leben war Wessenberg, so bescheiden er selbst lebte, sehr freigebig. Kostete es ihn doch z. B. keine große Ueberwindung, einem braven Israeliten in seiner Not 300 Gulden zu leihen und dieselben, da er vergessen hatte, eine Notiz darüber zu machen, ihm dann auch zu schenken. Und ist es nicht rührend, wenn er einem alten Diener, den er wegen wiederholter Beruntreuung entlassen mußte, am folgenden Tage eine hinreichende Summe bestimmt, „damit er in sich gehe und nicht in noch Schlimmeres ver falle“?

Nach seinem Austritt aus dem Kirchenamt bewilligte ihm die badische Regierung die staunenswert niedrige Pension von 1400 Gulden. Als Wessenberg davon hörte, sagte er: „Sie haben nicht mir, wohl aber den Armen wehe gethan“.

Künstlerischer Sinn und menschenfreundliche Gesinnung vereinigten sich bei Wessenberg in der Förderung der Kunst und junger Künstler. Manchen unter diesen hat er zu einer guten Ausbildung und lohnenden Existenz verholfen. Reiche Anregung verdanken ihm später berühmt gewordene Maler. Seine geistige Tochter geradezu aber ist geworden die Malerin Ellenrieder, deren Werke durch Innigkeit und Herzensfrömmigkeit wie durch Formvollendung sich auszeichnen. Ihr Talent entdeckt, ihre künstlerischen Studien geleitet und ihre künstlerische Richtung wesentlich beeinflusst zu haben, ist sein Verdienst.

Außer seinen Reisen, die ihm Anlaß zu reichen Kunststudien boten, haben Besuche hochgestellter Persönlichkeiten zuweilen die Stille des Konstanzer Aufenthalts unterbrochen. Mit unserm Johann Peter Hebel,

H. Zschokke, dem Verfasser der bekannten „Stunden der Andacht“, und dem freisinnigen Freiburger Professor Kotteck war Wessenberg persönlich befreundet. Eine aufrichtige Freundschaft führte ihn auch oft auf das lieblich gelegene Schloß Arenaberg am Untersee, wo seit der Gefangennahme Napoleons I. dessen Schwester Hortense, die Exkönigin der Niederlande, eine Frau von edlem Geist, sich mit ihren beiden Söhnen bis zum Jahre 1836 aufhielt. Wessenberg machte ihr gegenüber kein Hehl aus seiner deutsch-vaterländischen Gesinnung. Er schätzte sie um ihrer Religiosität und ihrer reichen Kenntnisse willen sehr hoch, hatte auch damals einen sichtlichen Einfluß auf den jüngeren Prinzen, den nachmaligen Napoleon III., der der Mutter damals Gegenstand großer Hoffnung und großer Sorge war. Auch später hatte er den jungen Abenteurer, als er wegen seines Ueberfalls von Straßburg flüchten mußte, zur Abreise aus dem Schweizer Gebiet vermocht und einen Krieg zwischen Frankreich und der Schweiz verhütet.

Als im Jahre 1820 nach Gründung der evangelischen Pfarrei in Konstanz die den Evangelischen überlassene Kirche des alten Kapuzinerklosters eingeweiht wurde, war auch Wessenberg in der Eigenschaft als Bistumsverweser anwesend, um der jungen evangelischen Gemeinde seine Glückwünsche auszusprechen.

An der deutsch-katholischen Bewegung unter Ronge nahm Wessenberg keinen Anteil. Auch gab er den an ihn gestellten Forderungen, nach seinen Reformgrundsätzen eine besondere katholische Kirchengemeinschaft zu gründen, kein Gehör.

Im Jahre 1854 feierte er, von allen Seiten mit Zeichen der Liebe und Anerkennung bedacht, seinen 80. Geburtstag. Als 83 Jähriger arbeitete er noch an seinem wissenschaftlichen Hauptwerk über „Gott und Welt“. Doch mehr und mehr fühlte er sich vereinsamt in seiner Familie, verlassen von manchem seiner Freunde. Betrübt über den herrschend gewordenen Geist der Reaktion, übermannt von des Körpers Schwäche, sehnte er sich nach der himmlischen Heimat. Am 9. August 1860 verkündete bei einbrechender Dunkelheit die große Münstererglocke den Bewohnern von Konstanz den Tod des hochverdienten Mannes. In aller Stille, ohne Gepränge, wie er es wünschte, wurde er im Münster beigesetzt. Bürger von Konstanz trugen den blumengeschmückten Sarg, Thränen der Liebe und des Dankes flossen reichlich in jenen

Tagen, die Stadt hatte ihren edelsten Bürger, die Armen ihren opferfreudigsten Wohlthäter verloren.

Unter den Porträts verdienstvoller großer Persönlichkeiten aus der Geschichte von Konstanz, die die stylvolle Fassade des Konstanzer Rathhauses schmücken, befindet sich auch als würdiges Gegenstück zu dem evangelischen Reformator Ambrosius Blarer das Bild Wessenbergs. Dankbare Liebe und Verehrung haben auch an seinem ehemaligen Wohnhause, der jetzigen Wessenbergbibliothek, seine Büste angebracht. Anstatt zu einem kalten Denkmal aus Erz und Stein entschloß man sich zur Gründung eines schöneren, eines geistigen Denkmals, zu einer Wessenbergstiftung. Ihr Zweck ist alljährliche Veranstaltung von Vorträgen im Sinn und Geist des Vorkämpfers für Wahrheit und Frömmigkeit, Bildung und Vaterlandsliebe. Heute noch ist Wessenberg im badischen Oberland Gegenstand ungeteilter Verehrung, sein Andenken verbindet die Bestgefinnten unter Katholiken, Altkatholiken und Evangelischen. Mit vollem Recht sagt einer seiner Biographen: „Und wenn einst das Parteileben sich wird gemildert haben, wird man erst seine wahre Größe erkennen“.

Wessenberg war ein Adelliger in edelstem Sinn, ein Mann, der nicht stolz war auf seine Herkunft, im Gegenteil gerne auch bereit, wenn es das Wohl der Gesamtheit galt, auf anererbtes Recht zu verzichten, der einzigen Wert auf Geistes- und Herzensadel legte. Er war ein Christ und Patriot zugleich, er konnte und wollte das eine nicht sein ohne das andere. Vaterlandsliebe und Frömmigkeit haben in ihm in bewundernswerter Harmonie gestanden. Die wahre Wohlfahrt seines Volkes konnte er sich nicht denken ohne Vertiefung der Frömmigkeit, und seine Auffassung der christlichen Religion drängte ihn zur Arbeit für seine Mitmenschen und sein Vaterland.

Als Theologe verband er Klarheit und Verständlichkeit mit seinem Gefühl und phantasievollem Sinn für das Ueberfönnliche. Darum fühlte er sich nicht wohl in den dünnen Gefilden des gewöhnlichen (vulgären) Nationalismus, wie er sich auch von der unklaren Mystik eines Sailer und Görres entfernte.

Wessenbergs ganze Persönlichkeit zeigt uns deutlich den hervorragenden Einfluß der heute vielfach verschrieenen Aufklärung; und diese war ihm auch die Brücke zur Reformation. So wenig aber die Aufklärung die Reformation in ihrer ganzen Tiefe und Kraft gewürdigt

oder sich angeeignet hat, so wenig auch Wessenberg und seine Schule. Er war und blieb Katholik, aber seine Auffassung von Katholisch erlaubte ihm Duldung anderer Bekenntnisse und nötigte ihn in der eigenen Kirche zum Kampf wider Aberglauben, Gewissenszwang und fanatische Priesterherrschaft; er war katholisch, aber das Gegenteil von ultramontan und jesuitisch. Was diesen Mann besonders auszeichnet und ihn auch uns Evangelischen liebenswert macht, ist sein auf dem Grunde einer christlichen Frömmigkeit und hohen Geistesbildung gereifter, edler Charakter, den auch seine Gegner nicht antasten können; selbst Maas, der jüngst im ultramontanen Sinn die Geschichte der römischen Kirche in Baden beschrieben hat, erkennt ihn als „sittenreinen Kleriker“ an. Mensch und Christ, Patriot und Kirchenfürst, Denker und Dichter, Kunstfreund und Wohlthäter vereinigen sich in ihm aufs harmonischste. „Ein Mann von der Stellung und Bedeutung Wessenbergs, der gleichmäßig als Kirchenprälat und Patriot so mutig und fleckenlos für die öffentliche Wohlfahrt seines Volkes gewirkt hat, wäre in England oder Frankreich als eine erste Zierde der Nation in dankbarer Anerkennung hochgehalten worden“, so sagt der badische Staatsrat Josef Beck, der mit viel Liebe und großer Gründlichkeit und Sachkenntnis Wessenbergs Leben uns gezeichnet hat; und er beschließt sein Buch mit den Worten, denen wir aus vollem Herzen zustimmen müssen: „Wessenbergs Leben ist eine Gottesfrucht, deren Segnungen für das deutsche Volk, für seine nationale Entwicklung auf kirchlichem wie auf staatlichem Gebiet nicht vergeblich bleiben wird“.

Wessenbergs Anhänger und ihre Reformbestrebungen im Katholizismus (1820—1850).

Wessenbergs Wirken ist nicht ohne Erfolg geblieben; war er auch aus dem Kirchenamt verdrängt, so lebte doch seine Gesinnung in der katholischen Kirche Süddeutschlands fort. Und was uns heute noch wichtiger ist als seine Einzelpersönlichkeit, das ist die ganze von ihm vertretene, in ihm verkörperte Geistesrichtung; den Geist eines freisinnigen, wissenschaftlichen und nationalen Katholizismus hat er von seiner Zeit und seinen Lehrmeistern empfangen, er hat ihn aber zwiefach und mit tieferem Gehalt wieder seinen Zeitgenossen und zahlreichen Schülern übermittelt. Seine Richtung war in der ersten Hälfte des Jahrhunderts

in Süddeutschland die herrschende; auf Kanzel und Katheder, unter Geistlichen und Laien fand sie begeisterte Vertreter; viele vortreffliche Geistliche haben sich mit Stolz und Dankbarkeit Wessenbergs Schüler genannt, und nicht nur in Büchern, sondern auch unterm Volk, namentlich in unserm badischen Oberland, redet man heute noch gern von dem segensreichen Einfluß der Wessenberg'schen Schule.

Dieser Einfluß zeigt sich zunächst in dem persönlichen Auftreten der Geistlichkeit nach außen; viele katholische Geistliche, namentlich die älteren, die noch von Wessenbergs Geist einen Hauch verspürt hatten, bekundeten bis in die achtziger Jahre hinein — einzelne sogar bis in unsere Gegenwart — eine nationale Gesinnung und eine freundliche, ja oft freundschaftliche Haltung gegen die Pfarrer und Glieder der evangelischen Kirche; es war nichts Ungewöhnliches, daß ein katholischer Geistlicher seinen evangelischen Kollegen gegenüber sich bezeichnete als „Mitarbeiter im Weinberg des Herrn“. Namentlich die frühere Geschichte der Diaspora hat erhebende Beispiele derart, zugleich Verheißungen für eine bessere Zukunft, aufzuweisen. Nur eines statt vieler: es war vor etwa zehn Jahren, der Gustav-Adolf-Verein hielt in einem kleineren Amtsstädtchen des Seekreises sein Bezirksfest ab, da bereitete der katholische Ortspfarrer — noch ein alter Wessenbergianer — sich und seinen Mitbewohnern die Freude, sein Pfarrhaus zu bekränzen und die evangelische Festgemeinde willkommen zu heißen.

Ebenso deutlich gibt sich aber die Wessenberg'sche Richtung kund auch auf dem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit. In dem oben genannten „Archiv der Pastorkonferenzen“ wurden die wissenschaftlichen Aufsätze und Abhandlungen, welche auf den von Wessenberg ins Leben gerufenen Pfarrerszusammenkünften vorgetragen waren, gesammelt und in sechs Bänden herausgegeben. Dieses Werk ist ein deutlicher Beweis von dem wissenschaftlichen Eifer, zugleich aber auch ein wertvolles Spiegelbild der Denk- und Gesinnungsweise der meisten damaligen katholischen Geistlichen Süddeutschlands. Die Verfasser dieser Arbeiten waren badische, württembergische, schweizerische Pfarrer; auch Professor Wanker ist unter ihnen vertreten; sie haben sich vielfach in denselben Gedanken bewegt wie Wessenberg, teils abhängig, teils unabhängig von ihm. Gegenstände, welche hier erörtert werden, sind u. a. folgende: die Notwendigkeit der Konferenzen, die Einrichtung von Kapitalsbibliotheken, die Einigkeit der Geistlichen, die wissenschaftliche und

sittliche Bildung der Geistlichen, der wahre Geist des christ-katholischen Priestertums, die Würde des geistlichen Standes, christliche Demut als Zierde des Priestertums, Bibellesen und Bibelstudium für Geistliche, Nutzen des Studiums der Kirchengeschichte für den Seelsorger, Amt und Wandel der Geistlichen, die zweckmäßige Einrichtung der Predigten, das Bibellesen unterm Volk. Wir sehen bei genauerem Einblick in dieses Werk: Religiös-sittliche, kirchlich-praktische Fragen stehen im Vordergrund; es kommt den Verfassern vor allem auf Verbreitung echter christlicher Frömmigkeit und das wahre Wohl der Gemeinden an; ihnen wollen sie mit Herz und Verstand dienen. Nirgends in diesen sechs stattlichen Bänden findet sich ein Ausfall gegen die evangelische Kirche, nirgends ein schroffer Ton gegen den Staat und die Regierung, nirgends etwas von dem kirchenpolitischen Gezeter des heutigen Ultramontanismus; überall entscheiden sachliche Gründe, überall herrscht der Ton friedliebender Gesinnung auch gegen Andersdenkende. Der Wert der Kultur wird anerkannt, und nicht bloß Worte der großen Philosophen, sondern auch unserer deutschen Dichter, namentlich Schillers und Herders, werden vielfach eingeflochten. Die Werke von Michael Sailer werden gerne und ausführlich verwertet. Bezeichnend für den darin herrschenden Geist ist die Ausführung des Pfarrers Reithinger von Hedingen über Kirche und Religion; er sagt u. a.: „Die Kirche ist der Körper, die Religion der Geist; die Kirche ist das Gefäß, das darin Hinterlegte ist der Glaube“; ferner „Leute, die die Religion für nichts weiter achten als für eine politische oder doch politisch zu benutzende Anstalt, mögen Dinge billigen, welche die weisesten Kirchenvorsteher und der gesunde Menschenverstand getadelt haben, dabei aber bedenken: „Kein Volk, wo Dummheit nachtet, bleibt Gott und Fürsten treu““. Besonders lebhaftes Interesse erregte unter den Mitarbeitern auch die Frage nach dem Bibellesen des Volks. Werden auch einzelne Bedenken darüber laut, daß man dem Volk die ganze Bibel in die Hand geben will, so ist man doch im großen ganzen überzeugt vom Segen der Bibelkenntnis und der Thatsache, daß erst durch die Reformation das Bibellesen geweckt und gepflegt worden ist. Dekan Jäck im Kapitel Breisach sagt: „Die Lesung der heil. Schrift wird und kann unter der Leitung des göttlichen Geistes nicht anders als heilsam für die Beförderung des Reiches Gottes sein“. Und ein Leander van Es von Marburg darf ohne Scheu erklären: „Verkümmert den Christen nur das Bibellesen:

und das Dunkel des Mittelalters ist da, ehe ihr verfehlt. Man raube den Laien die Bibel ganz: und mehr als heidnische Blindheit und Lasterhaftigkeit, wie vor Christi Zeiten, wird die Erde zum Schandfleck der Schöpfung machen“.

Im dritten Band des „Archiv“ ist uns die Ansprache eines Dekans Münch bei der feierlichen Investitur eines neuen Pfarrers mitgeteilt, so frei und echt christlich, so weitherzig und im wahren Sinn erbaulich, in der Zeichnung der Pflichten des Seelsorgers und der Gemeinde so sehr auf das Neue Testament gegründet, daß sie ebenso auch von einem evangelischen Dekan gehalten sein könnte.

Auf einige **Reformbewegungen**, welche vom Ende der zwanziger bis in die vierziger Jahre in der oberrheinischen Kirchenprovinz, namentlich wieder in Baden hervortraten, möge noch in Kürze hingewiesen werden; stehen sie auch nicht in direktem Zusammenhang mit Wessenberg und gehen sie in manchen Stücken über seine Pläne hinaus, so beweisen sie doch, daß der freiere Geist auch nach Verdrängung Wessenbergs aus dem Kirchenamte in der katholischen Kirche sich nicht so leicht und schnell unterdrücken ließ, als man in Rom dachte. Eine Verbesserung des katholischen Buß- und Beichtwesens wurde vielfach verlangt, einzelne Stimmen drangen sogar auf Abschaffung der Ohrenbeichte. Viele glaubten die Zeit gekommen, wo man mit den Ablässen, Bruderschaften, dem Wallfahrten und Rosenkranzbeten aufräumen müsse. Katholische Prediger sprachen an Wallfahrtsorten vor versammelter Volksmenge über die Thorheit der Leute, die Wallfahrten mitmachten, anstatt daheim ihrem Geschäfte obzuliegen, und sagten vom Rosenkranzbeten, es sei „eine mechanische in das finstere Mittelalter gehörige Gebetsweise“. Besonders lebhaft ergriff die Gemüter aber der Kampf gegen den Cölibat, d. i. die gesetzliche Ehelosigkeit der Priester; zwei katholische Professoren in Freiburg, der eine ein geistlicher namens Schreiber, lehrten vom Katheder aus die Natur- und Vernunftwidrigkeit dieser Einrichtung, die erst im 11. Jahrhundert den deutschen Priestern von Papst Gregor VII. aufgezwungen war; Schriften und Artikel gegen den Cölibat durchflogen das Land, Petitionen auf Petitionen gingen an die beiden Kammern, hauptsächlich die Nichtgeistlichen führten den Kampf, aber auch 156 katholische Geistliche gaben ihre schriftliche Zustimmung. Abgeordnete wie Kottel, Bader, Welker und Merk bekämpften in längeren

Reden den Cölibat, die zweite Kammer empfahl der Regierung seine Abschaffung, doch diese wollte in solch heikler Sache nicht eingreifen.

Mit noch größerem Eifer und fast drei Jahrzehnte hindurch wurde die Einführung gemischter Synoden in der katholischen Kirche betrieben. Die Synodiker — so nannte man die Vertreter dieser Bewegung — wollten nach dem Vorbild der evangelischen Kirche Vertretungen, eine Art kirchliche Ständekammern oder Synoden, bestehend aus Geistlichen und Nichtgeistlichen (Laien), die unter dem Vorsitz des Bischofs über brennende kirchliche Fragen, wie Aufhebung des Cölibats und sonstiger Mißbräuche, Einführung der deutschen Sprache im Gottesdienst u. s. w. zu beraten und zu beschließen hätten. Schon im Jahre 1820 verteidigte Professor Rottel in Freiburg diesen Gedanken, 1837 und 1839 richteten die Geistlichen verschiedener Landkapitel wie Stillingen, Lahr und Offenburg ihre zustimmenden Eingaben nach Freiburg, auch in der zweiten Kammer wurde wiederholt die Angelegenheit behandelt, und noch 1845 hoffte die Geistlichkeit im südlichen Baden den Erzbischof dafür zu gewinnen durch eine ausführliche Bittschrift; dieselbe bezeichnete die Einführung einer Bistumssynode als „das Mittel, um dasjenige auszuführen, was dem Vaterland und der Kirche jetzt nothut“, und war von einem Teil der Geistlichkeit, den Stiftungsräten und Kirchenvorständen unterschrieben.

Der Hauptführer in dieser Bewegung und einer der hervorragendsten und eifrigsten Anhänger Wessenbergs war der Konstanzer Pfarrer

Dominius Kuenzer.

1793 in Freiburg geboren, wirkte er zuerst als Pfarrer in Bonndorf und seit 1836 als Pfarrer an der Spitalkirche in Konstanz und zugleich als Großh. Dekan und Bezirkschulvisitator bis zu seinem Tod 1853 im Geiste kirchlicher Fortschritts und christlicher Freiheit. Mit Wessenberg war er persönlich befreundet und blieb ihm allezeit treu als ein Vorkämpfer für seine Ideen; er unterscheidet sich von diesem durch seine größere Energie, seine agitatorische Kraft und das Streben, die Gedanken alsbald auch in Thaten umzusetzen. Bei seiner hervorragenden Begabung und seinem unermüdblichen Thatendrang riß er fast alle Geistliche des Seekreises mit sich fort; auch hatte er einen großen Anhang unter den schweizerischen und schwäbischen Pfarrern; ebenso genoß er

in hohem Maße das Vertrauen seiner Mitbürger und politischen Gesinnungsgenossen, die ihn auch zu ihrem Abgeordneten in der zweiten badischen Kammer und im Frankfurter Parlament (1849) erwählten. Als Kammermitglied stand er in kirchlichen wie in politischen Fragen auf Seiten der Liberalen und sprach für Gemeindeordnung, Verbesserung des Schulwesens und Beförderung der Bildung. Freilich die Freiburger Kurie suchte seine politische Thätigkeit zu unterdrücken, indem sie ihm den Urlaub zum Besuch des Landtags verweigerte, den sie dem Pfarrer, der Centrumspolitik treibt, wohl noch nie versagt hat. Kuenzer leitete mit großer Kraft auch den Schaffhauser Verein, der, aus Geistlichen und Laien bestehend, kirchliche Angelegenheiten in Wort und Schrift zu behandeln sich zur Aufgabe stellte; er war es auch, der für die gemischten Synoden in der Kammer sprach und die oben genannte ausführliche Bittschrift an den Erzbischof verfaßte. Bei allem Drängen nach Reformen blieb er doch ein treuer Anhänger seiner Kirche; vom Deutschkatholizismus wollte er, wie auch Wessenberg nichts wissen. Im Jahre 1848 vertrat er den Grundsatz: der Staat solle die Kirche frei in ihrem eigenen Hause walten lassen. Wurde er auch seit 1848 in manchen Anschauungen radikaler, als viele seiner kirchlichen Freunde, so muß ihm doch das Zeugnis ehrenhafter Gesinnung und aufrichtiger Liebe zu seiner Kirche und seinem Vaterland gegeben werden. Er war weder schmeichlerisch nach oben, noch herrschsüchtig gegen seine Untergebenen, billig und gerecht gegen Andersdenkende, ein edler lebenswürdiger Charakter, geachtet auch bei den Gegnern, die nicht durch Parteileidenschaft geblendet waren, und so lange er lebte gefürchtet in den jesuitischen und ultramontanen Kreisen, die erst nach seinem Tode sich an ihm und seinem Werke zu vergreifen wagten.

Ähnlich gesinnt wie Kuenzer, wenn sie auch nicht so sehr an die Öffentlichkeit traten wie er, waren unter den Freiburger Professoren Hirscher *) und Staudenmaier, die auch in Schriften ihren freieren Gedanken Ausdruck gaben, und unter den Geistlichen Männer wie Diez in

*) Seine Schrift „Kirchliche Zustände der Gegenwart“ wurde freilich nachher von der römischen Kurie censuriert und den Gläubigen verboten; und Hirscher war schwach genug, den Inhalt dieser Schrift zurückzunehmen und sich dem Papste zu unterwerfen. In den Kämpfen der 50er Jahre stand er dann auf Seiten des Erzbischofs gegen den Staat.

Stockach, Wiggerhausen, Strasser und Rog, die letzteren in Konstanz. Das Wirken solcher Männer und ihr hohes Ansehen in allen Theilen der katholischen Bevölkerung ist ein Beweis dafür, daß man auch katholisch sein kann ohne ultramontan zu sein, daß es auch eine katholische Kirche gibt, die den Staat und Andersgläubige achtet, und daß die wahre Religion auch in der katholischen Kirche nicht der Waffen bedarf, die die heutigen Kirchenleiter und Parteiführer für nötig halten.

Heute sind Wessenbergs Schüler und Gesinnungsgenossen selten geworden, ja fast ausgestorben; in der römisch-katholischen Kirche sind sie mehr und mehr unterdrückt worden, und zwar seit dem Anfang der fünfziger Jahre, wo die Jesuiten auch in Baden wieder ihr Handwerk aufnahmen; nur im Altkatholizismus leben sie noch fort, der viele von Wessenbergs Reformgedanken in sich aufgenommen hat, ohne jedoch die Massen des katholischen Volkes an sich fesseln zu können. Nur mit Wehmut wird man das Geistesleben der katholischen Kirche von Einst und Jetzt vergleichen können. Und doch wird auch die katholische Kirche sich dem freieren Wessenberg'schen Geist nicht ganz und auf die Dauer entziehen können; gewiß giebt es auch heute noch viele Katholiken, die thatächlich den freieren Anschauungen huldigen, ohne sie auszusprechen, und die in der Stille wünschen, daß es wieder so werden möchte, wie zu Wessenbergs Zeiten. Ja gerade in der jüngsten Gegenwart wagen sich nach längerem Schweigen auch freiergesinnte katholische Geister wieder hervor, regt sich das deutsche Gewissen und der Zug tieferer Frömmigkeit im Katholizismus Süddeutschlands aufs neue. Wenn uns der Würzburger katholische Universitätsprofessor Schell das sichtliche Zurückbleiben des Katholizismus auf allen Gebieten nachweist und neben andern auch der engherzigen, weltabgeschlossenen, vaterlandsentfremdeten Bildung der römischen Geistlichkeit und dem Jesuitismus daran Schuld giebt, wenn wir uns an die freimütigen Aeußerungen des Freiburger Pfarrers Hausjakob über die tyrannische Herrschaft des Centrums und über den der Gemeinde aufgenötigten sinnlosen lateinischen Kirchengesang erinnern, wenn der nationalgesinnte, katholische Mathematikprofessor Bunkofer in Wertheim seinem gepreßten Herzen Luft macht im Sinne und im Interesse des geplagten, mundtot gemachten katholischen Volkes, dem man statt Brot und Ei Steine und Skorpione reicht, und auf eine Zeit hofft, wo „dieses Volk aus tiefstem Bedürfnis und höchster Freude im Hause Gottes erscheinen und aus

deutschem Herzen und in deutscher Sprache zu seinem Gott beten und singen wird“, so sind dies Anzeichen für das Wiedererwachen des Wessenberg'schen Geistes und Vorboten einer besseren Zukunft auch für das friedliche Zusammenleben und Zusammenwirken der beiden Konfessionen in unserem Lande.

Je mehr in der katholischen Kirche wahre christliche Frömmigkeit und nationaler Sinn unter dem heute alles überwuchernden Parteigetriebe wieder hervorbrechen werden, um so dankbarer wird man Wessenberg und seine Gesinnungsgenossen wieder anerkennen und um so freudiger an ihr Streben und Arbeiten wieder anknüpfen.

Wir Evangelische aber brauchen uns nicht zu scheuen, solchen christkatholischen Männern und allen, die sie ehren, im Geiste die Hand zu reichen; wir dürfen mit ihnen als Glieder der unsichtbaren Kirche uns verbinden. Der Wunsch, den Wessenberg kurz vor seinem Tode in sein Testament aufgenommen hat, ist auch der Evangelischen Wunsch:

„Möge die Einsicht stets wachsen, daß wahre und ungeheuchelte Liebe Gottes und des Nächsten nach der Anweisung unseres Erlösers das Wesen der Religion ausmache“.
